

UHV

HEFT 5
8. JAHRGANG
FEBRUAR 1932
BERLIN

1. MARKT
NEUER PREIS
90 Pf.



29 NOV. 1961

SCHENKER



Statz = Oupflutz

одна Воллкин, 2 одна 4 Рёжени:
 айв алли Радюлөйсти төнни тасувйвни гинднктнктн доквинтин-
 оуни. Унд дав юон нинк Узозл юон Амднни! Днн да поф
 дйкффиндн инд итннк дав Тфөннн гёкни воил, вкюйфт дн амй-
 фанн Сунт-Зитннот мит ивнктфлнштнн Сйкоза-Ркооукоттнн, дн

Тинвни Тогоу

20 Pf. Bestellen Sie bei Ihrem Buch- und Zeitschriftenhändler, durch die Post oder den Verlag Ullstein, Berlin SW68

14 Tage Sprachunterricht

nach der Methode

Touffaint-Langenscheidt

KOSTENLOS

Keine Rückgabe der Lehrmittel!

Seit 75 Jahren lernen Personen jeden Alters aus allen Bevölkerungsschichten und allen Berufskreisen fremde Sprachen nach Touffaint-Langenscheidt, und diese immer wieder modernisierte Methode ist heute noch

frisch und lebendig

wie am ersten Tag. Theorie bringt sie nur soviel wie unbedingt nötig, Sprachpraxis aber in großer Fülle. Sie lesen beim Studium, wie es im Ausland zugeht, Sie sprechen und schreiben dann selbst darüber und lernen so in 6 Monaten nach Touffaint-Langenscheidt die fremden Sprachen gebrauchen wie bei einem längeren Aufenthalt im fremden Land. Sie leben im Geist mit dem Ausländer, Sie sprechen mit ihm. Diesem

naturnahen Unterricht

verdankt die Methode Touffaint-Langenscheidt ihre glänzenden Erfolge. — Wie leicht und wie angenehm es sich nach Touffaint-Langenscheidt lernt, davon sollen

Sie sich selbst überzeugen. Teilen Sie uns auf dem untenstehenden Abschnitt nur Ihre Adresse mit und die Sprache, für die Sie sich interessieren. Sie erhalten dann von uns Lehrstoff für 14 Tage. Dieses Material senden wir Ihnen vollständig kostenlos; Sie brauchen dafür keine Leihgebühr zu zahlen und es auch nicht an uns zurückzusenden; es entstehen Ihnen also keinerlei Verbindlichkeiten. Machen Sie einmal von diesem Sonderangebot Gebrauch. Senden Sie den Abschnitt heute noch ausgefüllt, mit 5 Pfennig frankiert an uns ab. Es lohnt sich auf jeden Fall!

Ich ersuche um Zusendung der im „Uhu“ angebotenen Probelektion der

Sprache, kostenlos, portofrei u. unverbindlich.

7511
Name:

Beruf:

Ort u. Str.:

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung

(Prof. G. Langenscheidt) G. m. b. H.

Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 28-30 / Gegründet 1856

U H U

HEFT 5 / 8. JAHRGANG / FEBRUAR 1932

Schriftleitung Friedrich Kroner

★

Nachdruck und Übersetzung verboten
Copyright 1932 by Ullstein Aktiengesellschaft Berlin

	Seite
Hütte in den Schweizer Bergen	5
Was uns in dieser Zeit als Wichtigstes am Herzen liegt . . . Eine Artikelreihe über die Nöte unserer Zeit von Jakob Wassermann, Wilhelm Schäfer, Manfred Hausmann, Kurt Heuser und Hans Fallada	6
Zuspruch. Gedicht von Faber Kroog	12
Andacht. Fotografie	13
Geheimnisse der Glatze. Von Dr. Josef Löbel. Mit Bildbeispielen und Zeichnungen von Walter Trier	14
Zeppelin über dem Wattenmeer. Augenblicksaufnahme	20
Aimée McPherson, eine seltsame Heilige aus USA. Mit Fotografien	22
Neapolitanischer Gassenjunge	28
So lebt der Mensch in Rußland . . . I. Ein Mietshaus in Rußland. Von William C. White	29
Wer hat was gesprochen? Internationales Ballgeflüster 1932. Ein Rätselspiel von Fritz Zielesch. Mit Zeichnungen von Barlog	37
Liebe zu Annabella. Drei Bilder mit Begleitwort	40

HÄUSER ^{ZU} FESTEN PREISEN



MODELLE UND
GRUNDRISSE
VON HÄUSERN
ZU 3000 BIS 20000

SONDERABTEILUNG DER
STÄNDIGEN **BAUWELT**
MUSTERSCHAU

Ausstellung der Zeitschrift 'Bauwelt'
Berlin SW 68, Charlottenstraße 6. Geöffnet
werktags 10—17, Mittwochs 10—19 Uhr

	Seite
Die Tasche der Bürgermeisterin. Momentaufnahme	44
Haben Sie nicht meine Tasche gesehen? Eine alltägliche Tragödie in Bildern von Schaefer-Ast ...	45
Was würden Sie tun, wenn . . . Ein Sittenrichter-Spiel für unsere Tage	50
Wie der Dumme August das Publikum sieht. Zeichnung von Moellendorff	55
„Ich muß Sie unbedingt sprechen, Herr Direktor . . .!“ Zeichnung von Girod	56
Ich würde folgendes tun, wenn . . . Antworten auf das Sittenrichter-Spiel	57
Frauen, die sich nicht verstehen. Momentaufnahme	60
Im Liebesmuseum. Neun Zeichner des „Uhu“ machen Vorschläge für ein Museum, das es noch nicht gibt	61
Xaverl kriegt sein Spaziertrankerl. Eine Geschichte vom Starnberger See. Von Oskar Maria Graf	71
Neuschnee in der Stadt. Lichtbild	77
Der Fotograf Hoyningen-Huené. Eine Auswahl seiner schönsten Bilder	78
Völker lernen lesen. Bei den Abc-Schützen der Welt. Von Cläre With. Mit Reproduktionen aus Lesebibeln	87
Schulkind aus Afrika. Fotografie	93
Der Unstern. Gedicht von Erika Mann	94
Schminke für Oliver. Geschichte eines Wiedersehens. Von Lena Rhan. Mit einer Zeichnung von Linnekogel	95
Uhu-Umschau:	101
Ein rätselhaftes Geldtelegramm. Von Ernst Lorsy / Völker lernen lesen. Von Cläre With. (Schluß) / Xaverl kriegt sein Spaziertrankerl. Von Oskar Maria Graf. (Schluß) / Neues Lawinenrätsel / Golf mit Wörtern / Auflösung des Kreuzworträtsels aus der vorigen Nummer.	
Unser neues Kreuzworträtsel	112

Umschlagbild von Karl Schenker



Bombastus-Mundwasser erfrischt u. kräftigt die Mundschleimhäute, beseitigt üblen Mundgeruch, festigt das Zahnfleisch. Bombastus-Werke, Freital-Zauckerode bei Dresden.



Verschmäh't?

...er nahm doch die Freundin. Trotz meiner inneren Qualitäten war ihm also mein Äußeres nicht anziehend genug. Kommen Sie zu uns, wir beraten Sie, wir helfen Ihnen!

Verjüngung des Gesichts, Beseitigung jeglicher Falten, Ohren-, Lippen- und Nasenfehler, Hebung gesunkener Wangen, Brüsteberichtigung usw. schmerzlos und narben-

unsichtbar. Ärztliche Leitung. Zahlungserleichterung. Drucksache frei. Briefanfragen Rückporto. Broschüre mit etwa 60 Doppelbildern gegen 50 Pfennig in Marken.

**PROF. BIHLMAIER'S INSTITUT
FÜR KÜNSTLERISCHE CHIRURGIE**

Berlin W15, Kurfürstendamm 38-39, Ecke Knesebeckstraße
Sprechzeit 17—18 Uhr / Fernsprecher: J1, Bismark 960

Gütersmann's Nähseide





Hütte in den Schweizer Bergen
Aufnahme Brandt

Was mir in Wichtigstes am

Eine Artikelreihe über

Wir haben eine Reihe von Schriftstellern aufgefordert, in knapper Form für den „Uhu“ das zu schreiben, was ihnen in dieser, für uns alle äußerst schwierigen Zeit am meisten am Herzen liegt, und

Jakob Wassermann

... daß das wunderbare deutsche Volk den Lockungen der Hetzer zur Beute werden könnte...

Was mir auf den Nägeln brennt? Sie würden besser fragen, was mir auf der Seele brennt, denn bei den „Nägeln“ hat es sein Bewenden nicht. Es ist auch eine so lange Liste, daß ich fürchte, kein Ende damit zu finden. Ich komme mir wie ein Schüler vor, der zwar sein Pensum recht gut gelernt hat, aber im Augenblick, wo er aufgerufen wird, vor lauter Wissen ins Stottern gerät. Her mit den Nachtgedanken, mit den Gespenstern, den Verfinsterungen des Herzens, den stündlichen Sorgen und Aengsten. Daß das Dasein mit jedem Tag mehr an Freude und Freudigkeit verliert; daß die Menschheit vergeblich nach einem Retter seufzt, der sie aus der Verzweiflung erlösen soll, und nun begreift, daß sie es selbst versuchen muß; daß ich zu alt bin, um eine Wandlung der Zeiten zu erleben; daß es Millionen so ergeht und sie das Gefühl haben müssen wie jemand, dem der Urlaub (Urlaub vom Nicht-Sein) durch miserables Wetter verpatzt ist; daß man sich Vor-

würfe machen muß, unter solchen Umständen Kinder in die Welt gesetzt zu haben, die um ihren Glücksanteil offensichtlich und frühzeitig betrogen werden; daß Geist und Werk immer weniger und weniger Folge haben und statt ihrer die blöde Materie herrscht; daß die Popanze Politik und Wirtschaft wie internationale Brandstifter hausen und die klarsten Köpfe sich vor dem Wahnsinn nicht mehr bewahren können; daß die Freiheit aus der Welt verschwindet und die Menschen jeden Morgen ihre Portion Schlagworte hinunterfressen, wie man Gift schluckt, unter dessen Wirkung sie dann sinnlos das Unterste zuoberst kehren und alle Vernunft zum Teufel jagen; daß das wunderbare deutsche Volk in Gefahr ist, den Lockungen der Hetzer und den Lügen der Demagogen zur Beute zu werden, und daß dies der größte, der unheilbare Schmerz eines Schriftstellers ist, dessen Wohl und Wehe unabänderlich an dieses Volk geknüpft ist.

dieser Zeit als Herzen liegt...

die Nöte unserer Zeit

was sie schon lange gerne einmal den Menschen dieser Zeit gesagt hätten: eine Warnung, einen Appell, einen Rat oder auch eine Strafpredigt. Wir veröffentlichen hier die ersten fünf Auforderungen.

Wilhelm Schäfer

... daß die berufenen Führer sich mehr und mehr zu den Wünschen des Volkes herabgeben...

In diesen Tagen habe ich eine starke und schöne Schrift gelesen: „Vergil, Vater des Abendlandes“ von Theodor Haecker. Aber nicht etwa sie zu empfehlen, schreibe ich diese Zeilen, sondern weil ich erschüttert über die Aussichtslosigkeit bin, dergleichen zu tun. Ob wir uns darüber täuschen oder erbittert sind: der Stand des deutschen geistigen Lebens ist ein so eingeengter, daß ihm der Atem der Bildung bedenklich fehlt.

Der Atem sage ich, dies meinend, daß unser Volkstum nicht mehr in den Dingen ist, die seiner bedürfen, um wirklich sein geistiges Leben auszumachen, deren es also selber bedarf. Oder anders ausgedrückt: Im Sinn einer volkstümlichen Bildung können wir kaum noch von einem geistigen Leben der Deutschen sprechen, weil ihm buchstäblich der Atem ausgegangen ist.

Das scheint hart und falsch gesagt in einer Zeit, darin das Volk, wie es heißt, seine Dinge selber in die Hand genom-

men hat. Es hätte nichts Vernünftigeres tun können, wenn die Methode des allgemeinen Stimmrechts sich auf die geistigen Dinge übertragen ließe. Leider liegt dieser Methode die mechanische Auffassung zu Grunde, daß ein Volk nichts als die Summe der einzelnen Volksgenossen wäre, daß also aus der Summierung seiner einzelnen Meinungen die Meinung des Volkes, die vox populi als vox dei erfragt werden könne.

Das Volk indessen, als das „große unwillkürliche Wesen“ Goethes, ist durchaus etwas anderes als diese Summierung. Das wird an einer solchen Schrift wie dieser von Theodor Haecker deutlich, die für das Volk im Sinn der Summierung gar nicht in Frage kommt, weil sie zuviel voraussetzt und viel zu schwierig geschrieben ist. Würde nach dem allgemeinen Stimmrecht über die Schrift abgestimmt, müßte sie als unbrauchbar abgelehnt werden. Sie bliebe als Privatsache für diejenigen übrig, die

durch ihre humanistische Erziehung in der Lage sind, ihre Gedanken zu erfassen und zu werten.

In Wirklichkeit geht diese Schrift unser Volk mehr an als tausend Dinge, die einer Mehrheit gewiß sind, vorausgesetzt, daß man im Volk etwas anderes sieht als die Masse derjenigen, die gemeinsam Brot, Arbeit, Unterhaltung und Vergnügen haben wollen. Dies ist, schlagwörtlich gesagt, die plebejische Auffassung, während die aristokratische jene ist, nach der die Einzelnen dem Volkswesen verhaftet sind; und für die Bildung als Kernfrage eines Volkstums kann nur die aristokratische Auffassung gelten.

Nichts ist weniger damit gemeint als die alte Scheidung der Klassen; jeder einzelne kann sich so oder so entscheiden. Wir haben dafür ein schönes Beispiel in unserer Verfassung: Der Stimmberechtigte wählt auf dem Umweg über die Parteilisten einen Abgeordneten, aber direkt den Reichspräsidenten. Die Konsequenz der einen Wahl ist, daß die Wünsche des Volkes als Summierung der einzelnen Wünsche möglichst vollständig zu Wort kommen; die Konsequenz der anderen Wahl ist, daß der Würdigste zum Vertreter des ganzen Volkes und Herzpunkt seiner Regierung erhoben wird.

Solange wir noch die Zwischenform des Parlamentarismus haben, solange

also gleichzeitig von unten nach oben, wie von oben nach unten regiert wird, aus den Parteien und gegen sie, solange kann uns die Verschiedenheit der beiden Wahlen nicht so deutlich werden, wie dies nötig ist: im einen Fall werden Interessen, im andern Fall wird Würde vertreten; im einen Fall geht der einzelne in die Summierung der Parteien ein, im andern Fall wird das Volkstum, das „große und unwillkürliche Wesen“ in ihm aufgerufen. Es wäre eine völlig verschiedene Frage für den Einzelnen, ob Adolf Hitler der Nachfolger Brüning's oder Hindenburg's werden, ob er die Interessen des deutschen Volkes oder seine Würde vertreten soll.

Wenn wir durch öffentliche Abstimmungen entscheiden wollten, welche Bücher geschrieben und gedruckt werden dürfen, so würden wir zu einer Verflachung unseres Schrifttums kommen, für die das Wort plebejisch zuträfe. Die Bildung kann nur aristokratisch sein, das heißt ihre Werte können nur aus der höchsten Verantwortung geschaffen und festgestellt werden: das Volk muß zu ihnen hinauf, sie dürfen nicht zu seinen Wünschen herabkommen. Der volkstümliche Atem der Bildung ist die Lebendigerhaltung der Werte, die einem Volkstum aus der höchsten Anstrengung seiner Berufenen möglich sind. Die Bibel muß Gottes-, nicht Menschenwort sein, um geglaubt zu werden.

Manfred Hausmann

... daß die Jugend an Lebensangst, Minderwertigkeitsgefühl und Autoritätssucht krankt ...

Ich bin vor kurzem eine Zeitlang in Deutschland herumgereist. Mit offenen Augen und Ohren, wie ich hoffe. Wenn mich nun jemand fragen würde, was auf mich denn den bedeutsamsten Eindruck gemacht hätte, müßte ich leider antworten: Die Lebensangst, an der die jungen Menschen im ganzen Vaterland erkrankt zu sein scheinen.

Wäre diese Angst lediglich durch die trostlosen wirtschaftlichen Verhältnisse

bedingt, man könnte sie verstehen, wenn auch nicht billigen, denn ein junger Kerl muß davon überzeugt sein, daß er etwas Besonderes leisten und sich mithin auch, da die Leistung immer ausschlaggebend ist, durchsetzen wird. Aber die gegenwärtige Lebensangst hat ihren Ursprung in der seelischen Struktur, im Charakter, ja geradezu in einer metaphysischen Region. Die Jugend ist von einem Minderwertigkeitsgefühl solchen Ausmaßes be-

fallen, wie man es nie für möglich gehalten hätte.

Meine eigenen Jugendjahre standen unter dem Stern der unter Brüdern berühmten Tagung auf dem Hohen Meißner. Damals schäumten die jungen Menschen über vor Kraft, Selbstbewußtsein und der lachenden Ueberzeugung, freier, weiter, besser und zukunftsreicher zu sein als die Alten. Sie behaupteten ihre eigene Kultur, gaben sich ihre eigenen Gesetze, lebten ihr besonderes und neues Leben. Kampf aller Autorität! Das war die Losung des Tages und der Jahre. Es lebe die Unsicherheit! Es lebe die Nacht! Es lebe das Morgen!

Und heute? Das Gegenteil.

Wir sind nichts, seufzen die Jungen, wir können nichts, und wir werden nichts. Helft uns doch! Sagt uns doch irgend etwas, an das wir uns halten können! Gebt uns eine Wahrheit! Schenkt uns einen Führer! Wir wollen gern hinterhertraben. Wo sind die Autoritäten? Her mit ihnen, damit wir uns beugen können! Ach, ach!

Natürlich sagen sie es nicht genau mit diesen Worten, aber was immer und in welcher Form sie es vorbringen, auch ihr Zynismus beispielsweise, hat diesen Sinn.

Sie haben Angst vor dem Leben, vor dem Abenteuer, vor der Ungewißheit, vor dem also, was einem jungen Menschen, wie man meinen sollte, das Leben überhaupt erst lebenswert erscheinen läßt. Es gibt ein wunderbares Symbol dafür: die Jugendherberge. Früher, um 1911 herum, zog man los und wußte morgens nicht, wo man abends sein Haupt hinlegen würde. Gerade das Verhüllte lockte. Man haute sich, wenn

es gar zu dunkel wurde, irgendwo im Walde hin und riskierte, klatschnaß zu werden. Die Verzärtelten krochen in eine Scheune. Das war das Höchste. Jeder Tag hatte seine Kämpfe mit tausend Widrigkeiten und unvorhergesehenen Ereignissen. Ueber jeder Nacht schwebte ein bißchen so etwas wie Schicksal.

Aber heute tippeln die Jungen mit einem Ausweis in der Tasche von Herberge zu Herberge. Ist das nicht ein Jammer? Mit einem amtlichen Ausweis! Bloß nicht vom Wege abweichen. Wir sind nichts, wir können nichts, wir werden nichts. Lieber Herbergsvater, hoffentlich gibt es in deinen Betten keine Bienen.

Sie meinen, das wäre übertrieben? Ist es auch. Aber man muß heute ziemlich deutlich sprechen, wenn man verstanden werden will. Meinethalben auch mißverstanden werden. Schadet nichts, wenn die Jungens nur ein bißchen wild werden wollen! Das fehlt ihnen ja gerade! Macht doch mal Krach! Aber bitte, nicht auf dem Kurfürstendamm in Berlin. Das wäre ein gar zu großes Mißverständnis. Sondern in eurer eigenen Brust.

Sie haben sich um hundertachtzig Grad gedreht, die Jungen. Was wir hinter uns ließen, dem streben sie heute entgegen. Und was ließen wir hinter uns? Den Untertan, den Herdengänger, den Autoritätsgläubigen, den Uniformseligen, den Parademärschler, Wilhelm zwo, den Jugendstil, das schmetternde Erz, die vorgedrückte Brust, das angestammte Fürstenhaus, die Pietät, den Drill, das Abzeichen auf dem Rock, die Angst vor dem eigenen Leben.

Kurt Heuser

... daß die Jugend nur über eine politische Partei oder einen Interessenverband zu einer Wirkung kommt ...

Die Zeiten, da der Mensch, der schreibt, sich in den Ausnahmezustand eines geistigen Ortes begibt, der angeblich über, in Wirklichkeit aber

außerhalb der bitteren Notwendigkeit steht, sind vorüber. Was man heute auch vorzubringen hat, in irgendeiner Form wird es politisch sein müssen.

Der deutsche Staat hat geglaubt, auf die Jugend verzichten zu können, und so verzichtet denn diese Jugend folgerichtig auf einen Staat, der ihr nicht einmal die einfachsten Lebensmöglichkeiten garantieren kann. Aber wie geschieht dieser Verzicht? Wir sehen es: durch den Uebertritt in die radikalen Parteien. Zwar verstehe ich nicht, wie sich jemand, der die Lage wirklich kennt, im Namen der alleinseligmachenden Vernunft so sehr darüber verwundern kann. Aber ist das der richtige Weg zur Aenderung dieser Lage?

Das Scheußliche für den jungen Menschen ist, daß es zur Gestaltung eines politischen Willens keinen anderen Weg als den über die Parteien zu geben scheint. Was diesen Willen betrifft, so ist er, über die übliche Schablone hinweggesehen, welche zu den Tatsachen des gemeinsamen Erleidens nicht mehr stimmen will, tatsächlich durch die beiden Begriffe Nationalismus und Sozialismus umrissen. Ihre Klärung ist noch im Gange, aber sie bedeuten: Volksgemeinschaft der eine, soziale Gerechtigkeit der andere. In ihrer reinen und nicht durch Partei-Unwesen verschmutzten Form sind sie bedingungslos gegen den Kapitalismus (freie Wirtschaft) und jedweden Individualismus gerichtet; das heißt, im wirtschaftlichen wie im geistigen Leben hat sich der einzelne der Idee unterzuordnen. Was finden wir aber, wenn wir diesen Maßstab auf die wirklichen Machtverhältnisse anwenden? Gesetzt, es fühlte sich jemand von uns berufen, im Dienste der Idee anzutreten; was für Möglichkeiten hat er? Außer den Parteien die Gewerkschaft, den wirtschaftlichen Interessenverband. So oder so, das System ist geschlossen, das

System hat ihn, es dreht ihn durch den Wolf. Der Idealist, der Unbedingte, der vorne herein spaziert ist, kann nur als Taktiker wieder zum Vorschein kommen — oder zermahlen werden. Außerdem führt noch die militärische Laufbahn zur Macht. Aber die Geschichte lehrt, daß es nicht die Macht der Idee ist. Ich bin mir bewußt, hier an eines der uralten Probleme zu rühren, an eines der wenigen, die es überhaupt gibt, an das von Geist und Form. Und immerhin handelt es sich hier um alte Form und neuen Geist, und das ist es: Man soll nicht jungen Wein in alte Schläuche füllen. Es wird nichts zu erreichen sein, solange wir nicht für die Einmaligkeit unserer Gesinnung die einmalige Form gefunden haben. Ein Teil der Jugend versuchte es mit der bündischen Verfassung, aber sie hatte nicht Konsequenz genug, und so endete der Versuch in Romantik und Tagespolitik.

Vielleicht haben wir selbst auch nicht Mut genug. Denn die Erkenntnis, die man aus der so gesehenen Situation zwangsläufig ziehen muß, bedeutet ja die Revolution. Sie hat begonnen mit einem Aufstand gegen das Geld. Mit Hitlerei und jenen Legalitäten, die in den Sumpf des guten Gewissens führen, wird sie hoffentlich nicht enden. Das Ende darf nur jene schöpferische Schicksalsgemeinschaft sein, die wir übereingekommen sind, eine Kultur zu nennen. Und daß wir sie gewinnen, deren Keime überall märzhaft durch die alte, starre Scholle brechen, dazu ist es nötig, uns täglich, stündlich bewußt zu machen, daß wir Revolutionäre sind. Es gibt keinen anderen Weg, die Welt zu verändern. Sonst aber heiße es von uns: Gewogen, gewogen, zu leicht befunden.

Hans Fallada

... daß wir über der Kompliziertheit des heutigen Lebens den Boden der Wirklichkeit verlieren könnten ...

Ich wohne eine Stunde von Berlin, in einem Siedlungshäuschen, zur Miete. Und wenn sich einmal jemand zu mir herausverirrt, dann besichtigt er den

kleinen Vorgarten, in dem die Rosen nicht recht wachsen wollen, und den Grasplatz hinter dem Haus, den eine Teppichstange schändet, und meine fünf

Haseln, fünf Stachelbeeren und zwei Flieder, und er sagt schließlich: „Alles ganz hübsch — aber warum wohnen Sie eigentlich hier draußen?“

Und dann sage ich, ganz wie es mir in den Kopf kommt: „Ach, in Berlin kriegt man ja keine billige Wohnung!“ — Oder „Wissen Sie, es ist so still hier. Für meine Arbeit, verstehen Sie?“ — Oder: „Es ist so gesund für meinen Jungen.“ — So antworte ich, und der Besucher ist völlig befriedigt und sagt: „Ja, natürlich, verstehe ich vollkommen — aber..“

Ja — aber. Bei mir aber auch — aber. Denn was ich wirklich denke, das sage ich nicht, weil es zu umständlich wäre, und weil der andere es gar nicht hören will, denn er hat ja nicht richtig gefragt. Alles, was ich geantwortet habe, ist richtig, und alles, was ich geantwortet habe, ist nicht das. Dieser Vorgarten und dieser Grasplatz, die sind der Anfang zu einem Bauernhof. Ich habe einen Freund gehabt, der sagte: „Wenn jeder Mensch in jedem Jahre seines Lebens einen Baum pflanzte, alles wäre einfacher.“

Sehen Sie, ich schreibe. Ich schreibe Romane und Aufsätze, ich sitze vor Papier und bekrakele es. Ich gehe spazieren, zwischen Feldern, Bäumen und Häusern, und ich denke nach, über das, was ich schreiben werde. Ich sitze mit meiner Frau am Schreibtisch, und sie fragt mich etwas, und nach einer ganzen Weile erreicht ihre Frage mein Hirn, und wieder nach einer ganzen Weile sage ich dann ja oder nein. Ich lebe in einer unwirklichen Welt. Ich schreibe.

Und dann befällt mich von Zeit zu Zeit die Angst. Ich denke daran, daß Schreiben keine richtige Beschäftigung ist, sie hat irgend was Naturwidriges, früher schrieben darum nur die Knechte, die Herren ließen schreiben. Ja, es ist eine richtige Gespensterangst: vielleicht ist alles unwirklich, vielleicht lebst du ebensowenig wie dein Gareis oder Stuff oder dein Lämmchen.

Und dann gehe ich in den Garten. Dann grabe ich oder binde auch nur

einen Zweig an oder sehe nach, ob für die Meisen in der Kokosschale noch Futter ist. Ich sehe die Aeste an und wo die Augen sitzen, und trotzdem wir jetzt im Winter sind, habe ich immer irgend etwas draußen zu tun. Sehen Sie, und dann wächst das, was ich gesät habe, oder es mißrät, wie mein Kohl dies Jahr mißraten ist. Aber ich sehe die Arbeit und die Wirkung aus der Arbeit, es ist etwas geschehen, etwas ganz Wirkliches. Der Goldlack, der jetzt nach dem Frost so die Blätter hängt, den habe ich gesät, pikiert, gepflanzt. Was sehe ich beim Schreiben? Kritiken. Papier. Es ist alles so unwirklich. Ich brauche ein Gegengewicht.

Das ist es, was ich sagen wollte, und vielleicht gilt es nicht nur für meine Schreiberei. Man entfernt sich vom Leben, alles wird künstlich, unwirklich, unendlich kompliziert. Wo steht man schließlich? Hat man je etwas getan? Du hast immer Briefe getippt, Mädchen, wo sind all die tausend Briefe? Wo ist dein Leben? Ich glaube, etwas Aehnliches meinte mein Freund, als er sagte, jeder müsse alle Jahre einen Baum pflanzen, dann wäre das Leben einfacher. Freilich müßte er ihn wirklich pflanzen, nicht nur so in die Erde stecken.

Ich weiß ja so gut, all das mit dem Gärtchen ist erst Spielerei; ich gehe hinaus und grabe etwas: es ist nur eine Bestätigung von dem, was ich doch weiß, daß ich wirklich bin, trotz des Schreibens. Aber eines Tages möchte ich so weit sein, daß es nicht nur eine Spielerei ist, ich möchte einen Bauernhof haben mit zwei Pferden und sechs Kühen. Ich möchte keinen Luxusbetrieb haben, soweit es geht, möchte ich die Wirtschaft selbst besorgen. Und dann erst, wenn ich nicht nur in der Natur spiele, sondern arbeite, werde ich schreiben können, ein Buch, das vielleicht so wirklich wird, wie ein Buch vielleicht sein kann. Dann wird alles viel einfacher sein, und meine Sorgen von heute werden gar keine Sorgen mehr sein.

Zuspruch

Wir wollen uns neu beginnen,
wir wollen uns alles sein,
das Tuch uns alleine spinnen,
uns hobeln Stuhl und Schrein.

Wir wollen den Fuß neu setzen
als Wanderer in das Land,
es soll uns niemand heßen,
in keinem Werk und Stand.

Wir wollen uns wiederfinden,
und keiner soll traurig sein,
wenn in den Kasten und Spinden
nichts wird als Hoffnung sein.

Faber Kroog



Andacht
Aufnahme Perckhammer

GEHEIMNISSE

der Glatze



Von Sokrates bis Roda Roda

Von

Dr. Josef Löbel-Franzensbad

Mit Zeichnungen von Walter Trier

Unterhaltung über das beste Haarwuchsmittel

Wenn es um die Glatze überhaupt ein Geheimnis gibt, so muß es fürwahr ein öffentliches Geheimnis sein! Ist doch gerade das das Malheur, daß sie so offen daliegt, daß man da nichts geheimhalten kann, und daß jeder die Geschichte der „gemeinen oder Garten-Glatze“ einem auf den Kopf zusagen kann.

Diese Geschichte beginnt zumeist so um das 27. Lebensjahr herum damit, daß die Haare in Büscheln ausgehen, und hat man einen kahlköpfigen Vater oder einen glatzenbehafteten Onkel, so braucht es nicht eines Propheten, um zu wissen, wie sich die Sache entwickeln wird. Nur eben das Opfer selbst will an das Unvermeidliche nicht glauben. Nachdem der zu Rate gezogene Derma-

tologe erklärt hat, da sei nichts zu machen, setzt eine atemberaubende Jagd ein, von einem Frisörladen in den anderen Schönheitssalon; man bekommt einen steifen Hals vom vielen In-den-Spiegel-Schauen, und der zarteste neue Flaum wird mit einem Jubel empfangen, als wäre er ein ganzer Pelz von kostbaren Chinchilla haaren. Erst wenn man mit dem letzten Oele und der letzten Pomade gesalbt ist, wird, gewöhnlich mit 40, der Kampf um ein Haar aufgegeben, und es beginnt statt dessen der Kampf mit den Fliegen und die Suche nach der besten Methode, um sie von der empfindlichen Glatze fernzuhalten.

Trotz dieser, man möchte fast sagen, „glatten“ Entwicklung — wie viele und mannigfaltige Rätsel haben auf einer

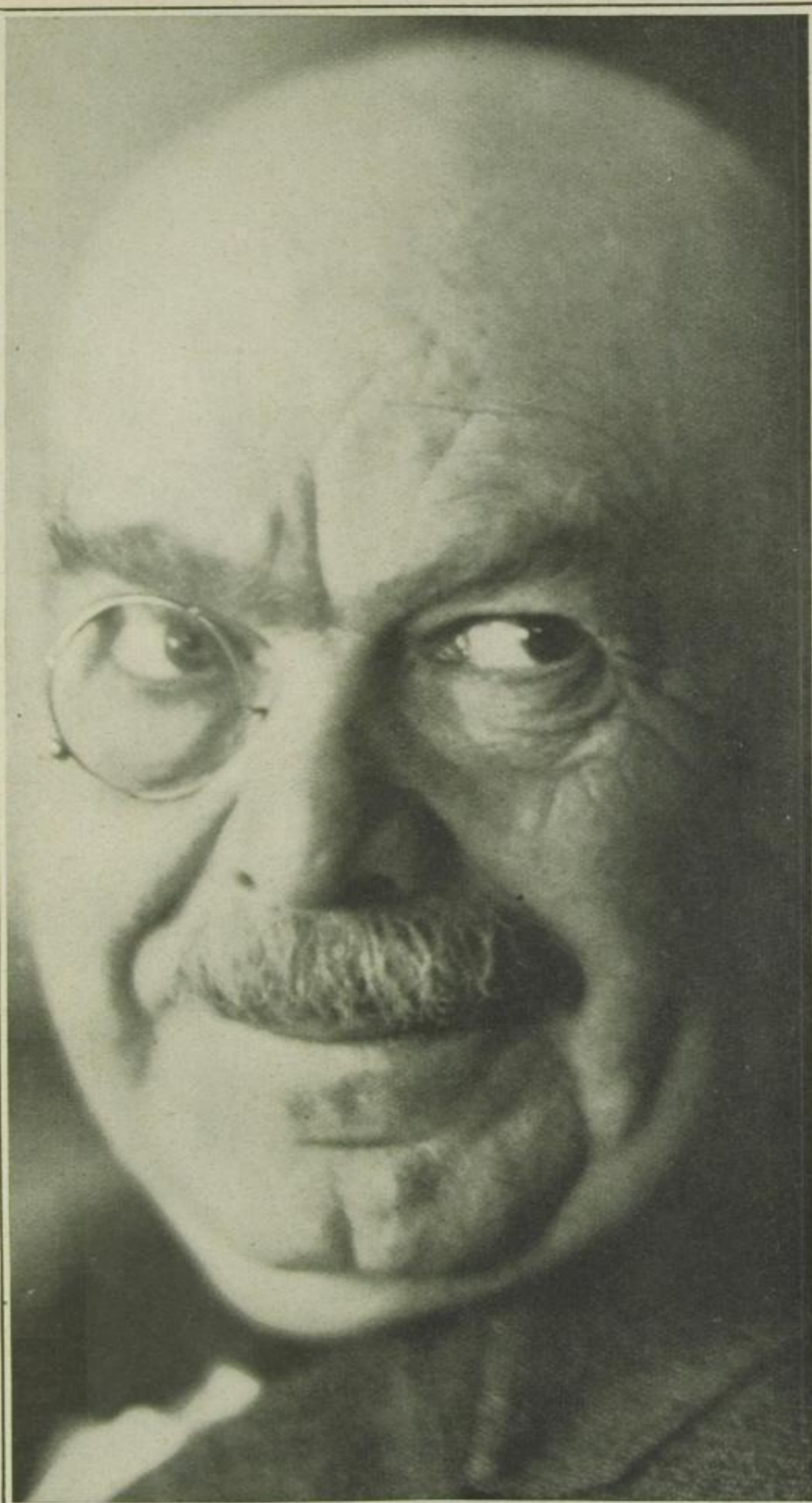
Roda Rodas Loblied
auf seine Glatze:

Er ist der Schmuck des Mannes, dieser kahle Scheitel, Hauptschmuck des deutschen und weißen Mannes. (Die farbigen Rassen haben sehr selten Glatzen, Tiere nie.) Die Glatze ist schlechthin schön, ist das Gegenteil der häßlich-niedrigen, der Verbrecherstirn. Einem Heiligenschein gleich umstrahlt sie den Denker. Sokrates mit wallenden Locken — ist er auch nur vorstellbar? Um wieviel imposanter würden sich Moses Weisheitshöcker ausnehmen, hätte Michelangelo sie auf einen kahlen Kopf gesetzt!

Ein Vivat, ein Preislied und Lebehoch der Glatze — in der denkwürdigen Stunde, die ihr Ende bringen soll: ein australischer Gelehrter rühmt sich, das unfehlbare Haarwuchsmittel erfunden zu haben.

Der australische Gelehrte, das ist bezeichnend, hat seine Versuche an . . . Schafen gemacht: weil der Haarwuchs der Schafe, sagt er, denselben Gesetzen folge wie jener der Menschen.

Ich hatte mir immer schon ähnliches gedacht, wenn ich einem so recht stolzen lockigen Hammel begegnete.



Fot. Jacobi

Ein Mutiger:
Roda Roda, der sich voll Begeisterung zu seiner Glatze bekennt



Eine Glatze, die Persönlichkeit verleiht:
Sogar von hinten erkennt man in diesem Bild Professor Liebermann

16

Platte Platz!
Warum findet sie sich gerade bei Offizieren so gern? Wirklich, weil diese ihre, noch dazu schwere und der Luft den Zutritt verwehrende Kopfbedeckung so selten abnehmen? Aber Musiker setzen ja eine solche meist überhaupt nicht auf und sind doch, falls sie nicht gerade „Musikermühen“ haben, kahl wie Phryne!

Welch Labyrinth in diesem Wald von Haarlosigkeit! Warum besitzt man, was man erbt, stets nur von seinen Vätern, niemals von seinen Müttern? Warum erwirbt man es ohne Ausnahme immer nur, wenn man ein Sohn ist, nie als Tochter?

Nichts ist sicher, kein ruhender Pol in dieser Erscheinungen, wie in dieser Haare Flucht! Sogar das bleibt ungewiß, ob die Glatze häufiger geworden ist oder seltener, und ob sie sich in Deutschland öfter findet als in romanischen Ländern. Die einzigen, welche uns darüber verlässliche Auskunft geben könnten, die Statistiker, schweigen sich in dieser Hinsicht aus, und dabei existiert eine umfangreiche Glatzenliteratur, und ihre Autoren liegen sich erbittert in den Haaren, die sie nicht haben.



In der Politik muß man Haare lassen . . .
Seipel, Marx, Hainisch, Grünberger — vier glänzende Köpfe

„Der Behaarungstypus, bei welchem die Stirnhaargrenze beiderseits an den Schläfen symmetrische Einbuchtungen aufweist, die sogenannten Geheimratsecken, kommt ausschließlich bei männlichen Erwachsenen vor, niemals bei Kindern“,

schreibt der Wiener Professor R. O. Stein. „Was?“ schreit — pardon: schreibt der Berliner Dermatologe Gumpert, „es ist im Gegenteil auffallend, in wie großer Zahl gerade Säuglinge, und zwar beiderlei Geschlechts, eine der Winkelbildung



Glatzen am Dirigentenpult
Zwei Leuchten des Taktstocks: Furtwängler und Kleiber

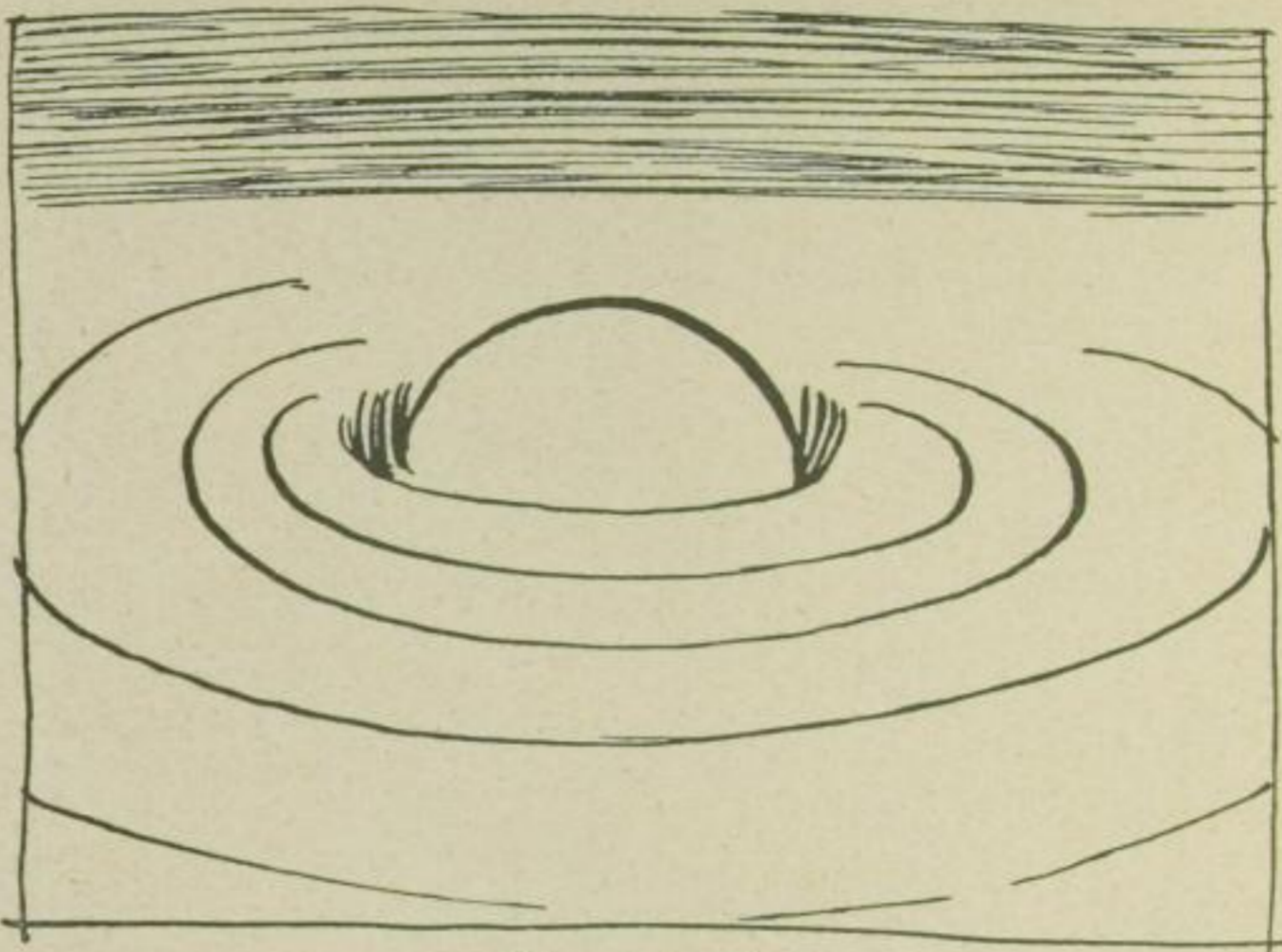
Aufnahmen Gudeberg

2

17

von Erwachsenen ähnliche Stirnhaargrenze zeigen.“ Und er beruft sich auf berühmte Bildnisse, zum Beispiel die im Berliner Friedrich-Museum hängende Madonna von Mantegna, auf der des Künstlers Auge gesehen, was dem Forscher bisher entging: daß das Kind deutliche und zweifellose Geheimratsecken besitzt.

Innersekretorische, mit den Geschlechtsdrüsen und ihrer Entwicklung zusammenhängende Gründe allein können es mithin nicht sein, die zur Entstehung einer Glatze führen. Sicherlich spricht auch eine übermäßige, eine krankhafte Absonderung des Hauttalgs, die Seborrhöe, eine Rolle, und deshalb beginnt fast jeder Haarschwund mit Schuppenbildung. Und so lästig diese ist, so muß man sich über sie auch noch freuen; denn „solange Schuppen fallen, bleibt das Haar, fehlen die Schuppen, fällt das Haar aus“, heißt es bei Sabouraud. Aber wie soll man es verstehen, daß bei der seborrhöischen Glatze um die haarlose Stelle herum noch ein dichter Kranz bestehen bleiben kann, der oft so lang ist, daß man zur Ueber-



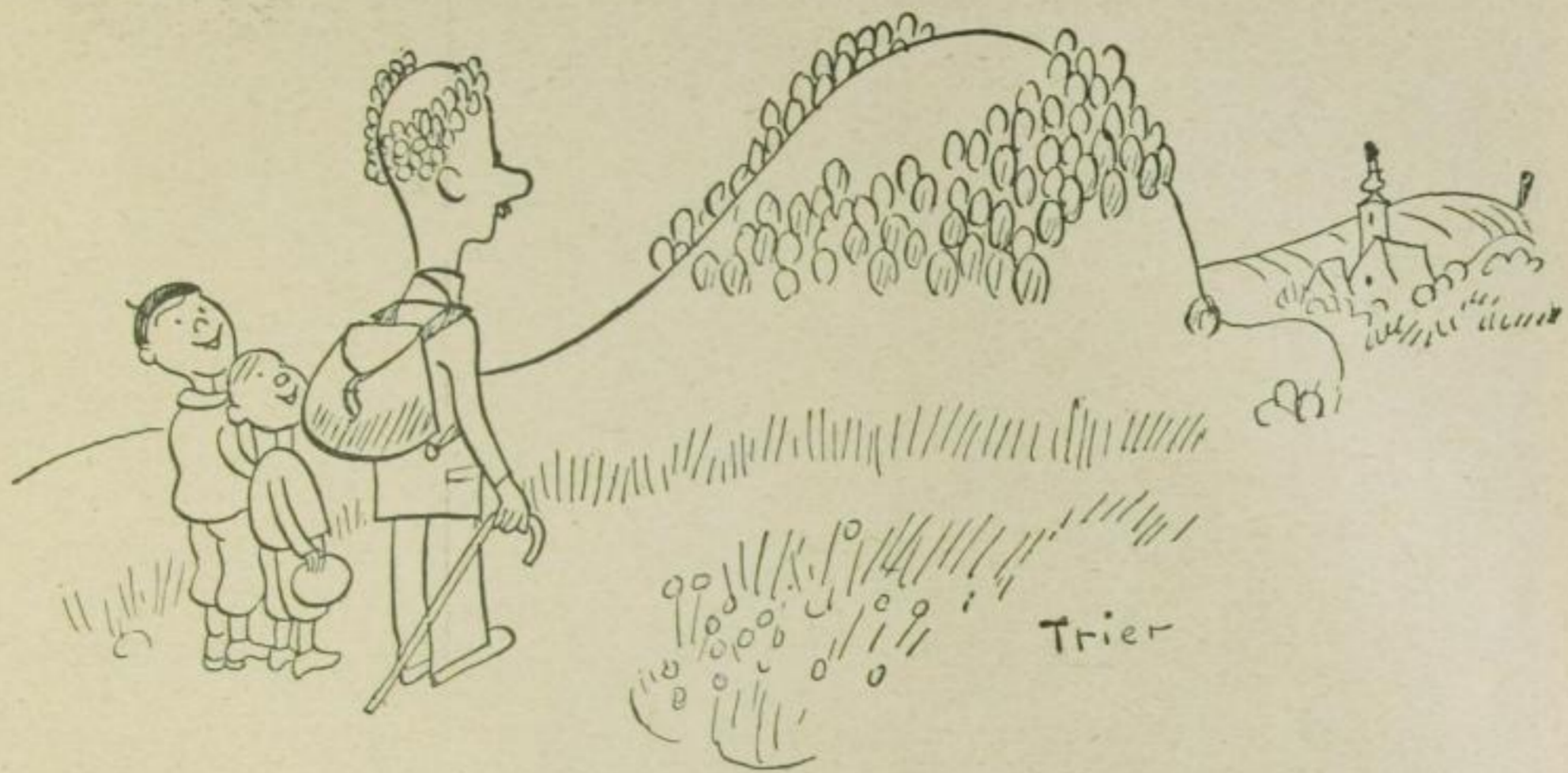
Glatze im Bad

deckung der Platte von ihm „borgt“? Wollte man sich vor Aufregung über so viele Rätsel die Haare ausraufen, so wäre wenigstens das eine gelöst, weshalb man bei Aufregungen Haare verlieren kann. Aber wieso tritt dies Ereignis in manchen Fällen erst achtzig bis neunzig Tage nach der seelischen Erschütterung ein? Hat die Kahlköpfigkeit denn irgend etwas mit der Seele zu tun? Es sieht beinahe so aus, zumindest heißt es in einem Lehrbuch der Kosmetik: „Man muß durchaus den Eindruck gewinnen, daß die Angst vor dem Haarausfall den Haarausfall selbst nicht unbeeinflusst läßt, ähnlich wie die Angst vor dem Erröten das Erröten selbst herbeiruft.“

Vielleicht wäre es am besten, sich um seine Glatze überhaupt nicht zu scheeren und die Haare gehen zu lassen, wenn sie gehen? Um Gottes willen nicht! Denn bei einer bestimmten Abart der Kahlköpfigkeit ist in



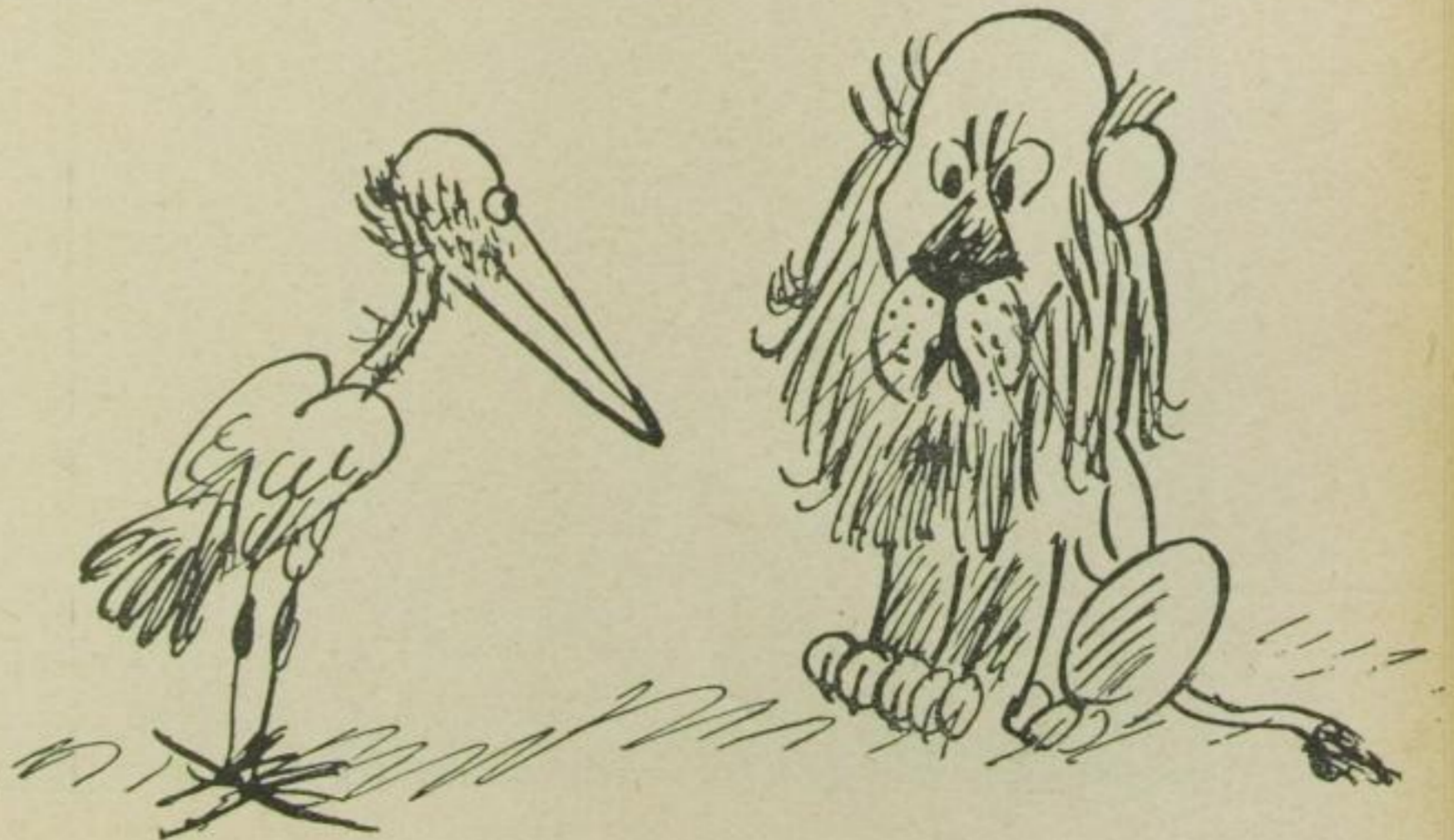
Die Spiegel-Glatze



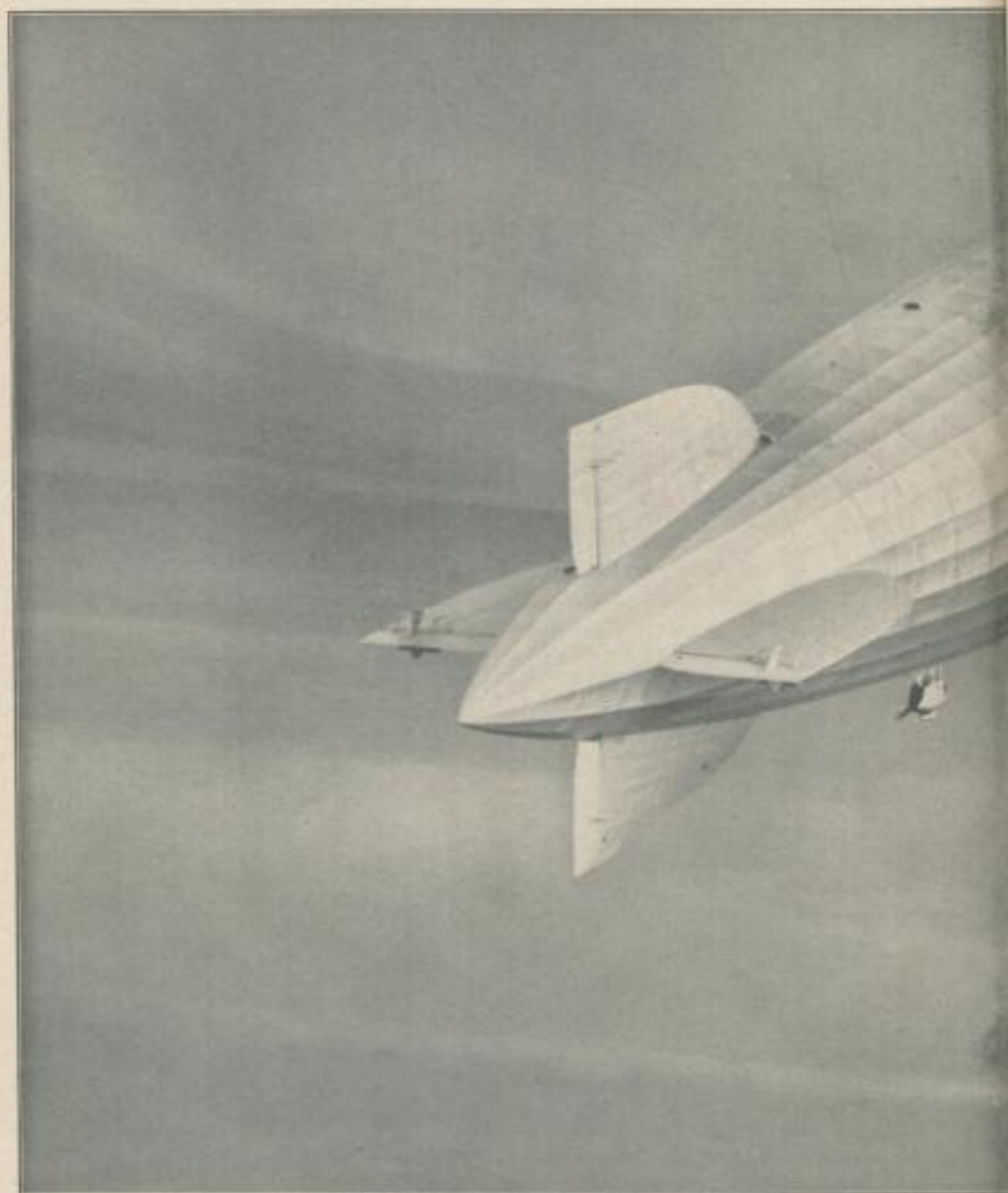
Glatzer Bergland

der Tat durch Pflege und Sorgfalt viel zu erreichen, und so schlecht die Aussichten sein mögen im Kampfe gegen die erbliche, die konstitutionelle Glatze, so gut sind sie, wo es sich um die sogenannte „Alepecie“ handelt. Sie ist es, die man auf jenen Reklamebildern bewundern kann, welche einen und denselben Mann ratzekahl und sechs Monate später im üppigsten Haarschmuck zeigen. Das gibt es nämlich wirklich. Und auf diese Möglichkeit haben unzählige Menschen ihre Existenz aufgebaut, nämlich alle Haarkünstler, die nicht davon leben, daß sie ihren Mitmenschen Haare wegbringen, sondern davon, daß sie ihnen solche wiederbringen.

Und das größte Geheimnis von allen Geheimnissen um die Glatze scheint mir das zu sein, warum die reichen Leute, die ihr Geld ausgeben, um Haare aus Gesicht und Kinn zu entfernen, bereit sind, noch viel mehr darauf zu verwenden, um an anderen Stellen des Kopfes Haare zu bekommen.



Glatzoologie

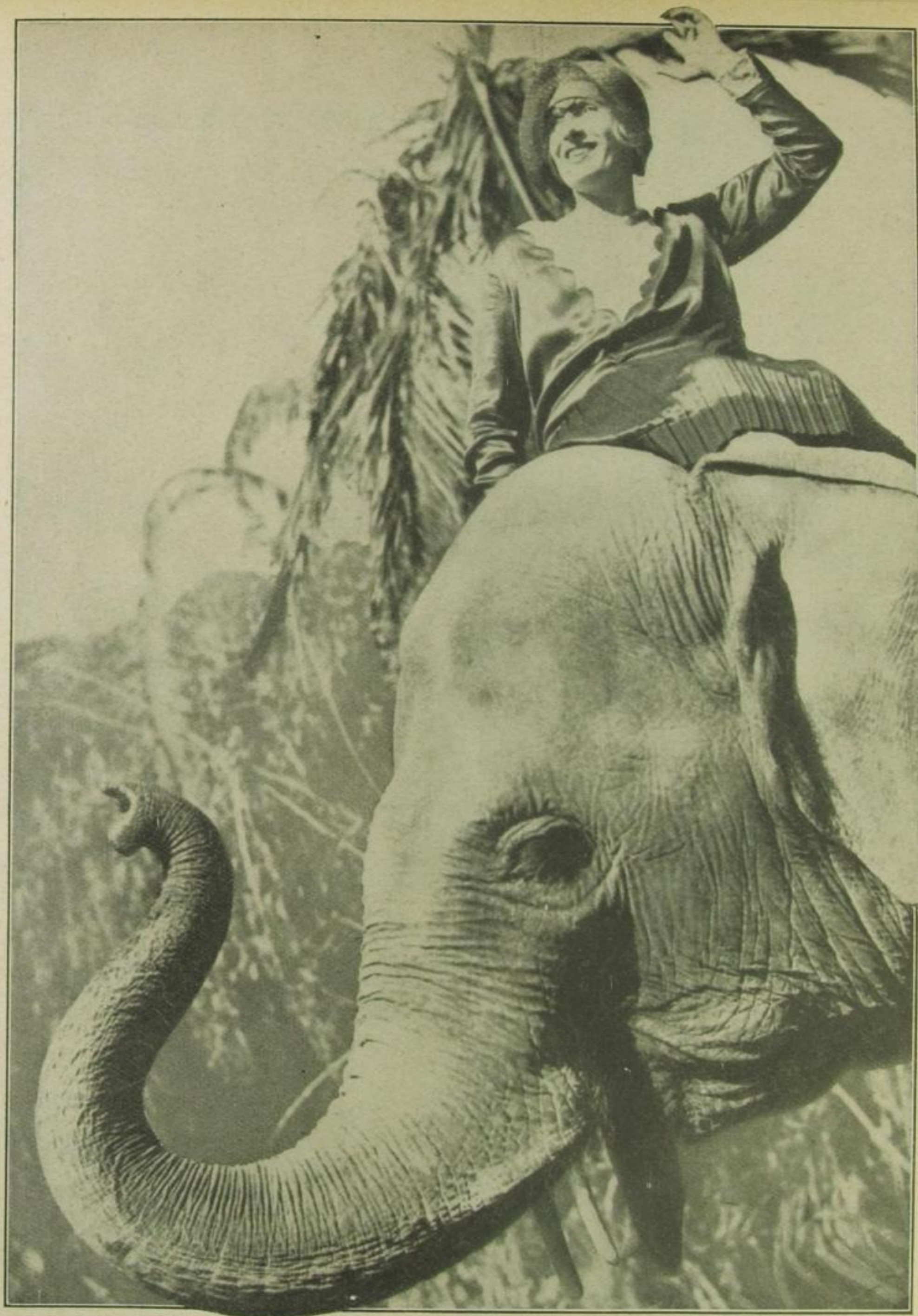


Der Zeppelin über
Aus „Das deutsche Lichtbild“



dem Wattenmeer
Verlag Robert v. Bruno Scholtz

Aufnahme Hamburger Luftbild



Aimée McPherson, eine merkwürdige „Heilige“ aus USA.
Sie nennt sich „Führerin der Sekte der glühenden Evangelien“, hat 432 eigene Gemeinden, einen Riesentempel in Los Angeles mit 18 Kristalltüren und arbeitet mit allen Mitteln der modernen Propaganda: Presseschef, Riesendor, Riesenorchester und Radio, und tritt nur in weißen Gewändern von Lauvin im Licht von Scheinwerfern auf.



Wie sich Mrs. Aimée McPherson für ihre Gläubigen fotografieren läßt:
 Sie behauptet, durch wilde Tiere des Dschungels zu ihren Predigten inspiriert zu werden.
 Mrs. McPherson mit dem Löwen Jimmie im Zoo in Los Angeles.

Der UHU erlaubt sich vorzustellen:

Aimée McPherson

eine seltsame „Heilige“ aus USA.

In Detroit war es. Im Freimaurer-Tempel. 5000 Sitzplätze und alle vergoldeten Säulen kriegt man gratis. Ein Schauerpalast. Aber gerade das Richtige für die Evangelistin Aimée Semple McPherson.

Am Abend jeder Winkel voll. Alte Menschen, Geschäftsleute, schlankbeinige Ladenmädchen. Die Zuhörerschaft war nicht unter einen Generalnenner zu bringen: Neugierde mit Erlösungshoffnung gemischt.



Die „Heilige“ aus Los Angeles auf der Hochzeitsreise: Das ist ihr dritter Mann, ein Sänger aus ihrem Tempeldior. Sie braucht aber auch sonst aus Reklamegründen von Zeit zu Zeit eine Sensation: Sie läßt sich entführen oder von Räubern verschleppen, oder sie verfällt in große Nervenkrisen und ist wochenlang für ihre Gläubigen unsichtbar, um dann verjüngt — wie ihre Neider behaupten durch eine Verschönerungsoperation — in die ungeduldig harrende Öffentlichkeit zurückzukehren.

Dann ging's los. Eine hinreißende Jazzkapelle, eine Bühne in Silber und Blau drapiert, auf der einen Seite ein Riesenkreuz aus Gold, auf der anderen

türen in Los Angeles — und wieder ist sie plötzlich auf sechs Wochen verschwunden. Dann taucht sie in etwas erschöpftem Zustand in einem Hospital

eine Dornenkrone, bengalisch beleuchtet. Zwanzig weiße Jungfrauen hoben die Hände gen Himmel. Und unter gewaltigem Orchester- und Jungfrauen-Gebrüll erschien Aimée Semple McPherson. Im Lanvin-Modell. Mit Schleppe und langen Ärmeln, Dauerwellen in ihren goldgefärbten Haaren. Donnernder Beifall begrüßte sie. Sie warf Kußhändchen in den Saal. Vor ihr stand das Mikrophon, und dann fing sie zu sprechen an:

„Ich soll euch alle von meinem Sohn grüßen. Hier, seht, ich habe gerade einen Brief von ihm gekriegt. Soll ich ihn mal vorlesen?“

Und dann liest sie den Brief mit einer weichen Altstimme, ganz schlicht, ganz rührend, und jeder glaubt ihr, daß sie die beste Mutter der Welt ist.

Sie, die mit 17 Jahren zur Bühne gehen wollte, die einen Missionar heiratete, der ihr zum Segen in Asien starb. Sie, die einen zweiten, einen dritten Mann heiratete, der ständig die tollsten Skandalgeschichten passieren. Einmal schmuggelt sie Pariser Modelle durch den Zoll — und wird dabei erwischt. Dann unternimmt sie eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Land — und landet in den Spielsälen von Monte Carlo. Sie erbaut sich einen Riesentempel mit 18 Kristalltüren in Los Angeles — und wieder ist sie plötzlich auf sechs Wochen verschwunden. Dann taucht sie in etwas erschöpftem Zustand in einem Hospital



Wie Mrs. McPherson ihre Gläubigen fesselt:

Mrs. McPherson in einem Pariser Modellkleid auf dem Podium ihres Sektentempels in Los Angeles während ihrer Rosenpredigt. Sie erklärt die Rose für das geheimnisvollste Wesen der Natur und schreibt ihr geistige Kräfte zu: eine Rose blüht nur wenige Tage, aber ihre Seele, ihre Essenz überdauert Jahrhunderte.

in Arizona auf. Sie berichtet, sie sei von mexikanischen Räubern verschleppt worden; mit Hilfe der Engel Gottes sei es ihr schließlich gelungen, sich zu befreien und allein durch die Wüste zurückzuwandern. Niemals wurden die Banditen gefunden. Dagegen



Die Familie McPherson unter sich: Rechts der Sohn, links die Mutter von Mrs. McPherson, die gleichfalls Prodigierin der Sekte war und von ihrer Tochter in einem erbitterten Streit buchstäblich aus dem Tempel gejagt wurde, wobei es nach Austausch einiger Beschuldigungen vor der Gemeinde auch zu Ohrläutungen kam.



Mrs. McPherson
Ihre Anhänger, die zum Teil wissen, daß sie nicht
Leidenschaft dem Roulette

fanden sich ziemlich bald Leute, die sie zwar nicht mit mexikanischen Banditen — aber mit einem jungen, bildhübschen Radiotechniker in Mexiko gesehen hatten.

Nachdem sie den Brief ihres Sohnes verlesen hat, fängt sie von ihrer Lehre an zu erzählen. „Steht mal alle auf“, befiehlt sie, „und gebt euch die Hände und sagt euch guten Abend: ihr seid ja alle meine — alle Gottes Kinder.“ Und dann sagt man sich guten Abend, während sie auf der Bühne mit einem Tamburin dazu klingelt . . .

Aimée McPherson zog ursprünglich in Amerika von Stadt zu Stadt und



Aufnahme Associated Press

kehrt von einer großen Pilgerfahrt zurück
nur im Heiligen Land war, sondern auch einen Abstecher nach Monte Carlo machte, wo sie sich mit
wärmte, begrüßte sie, glücklich, sie wieder im Lande zu haben.

lehrte einen Glauben, der das Gefühl betonte. Ihre Anhänger waren ihre persönlichen Vasallen. Scharenweise strömten die Amerikaner zu dieser vitalen, anmutigen, schönen Person. Sie war von Anfang an ihre eigener Regisseur. Von Anfang an begriff sie, daß man mit einer ganz primitiven Religionslehre das amerikanische Volk packen könne. Und als sie ihren Erfolg spürte, gründete sie die „Four Square Gospel Church“, sammelte und wurde eine phantastisch tüchtige Geschäftsfrau. Sie besitzt jetzt 452 eigene Gemeinden . . .

All ihre Reden begleitet sie mit dramatischen Gebärden. Sie zieht einen

Speer, der an der Spitze rot glüht, aus dem Vorhang und rückt dem „Bösen“ zu Leibe. Sie ficht imaginär mit ihm, besiegt ihn, tanzt Freudentänze, kniet, jubelt, singt. Religiöse Schwärmerei und weiblichstes Theater.

„Gebt der Four Square Gospel Church“, ruft sie mit ihrer melodischen Stimme, „jeder, der einen Dollar geben will, erhebe sich von seinem Platze.“ Und bevor jemand ahnt, was geschieht, läßt sie von ihrem Orchester die amerikanische Nationalhymne spielen. Pflichtschuldig steht jeder Amerikaner auf — und Aimée sammelt ungezählte Dollars lächelnd ein . . . Margaret Heiden-Detroit



Neapolitanischer Gassenjunge
Fot. Jean Moral

So lebt der Mensch in Rußland

Wie leben die Menschen in Rußland? Wir lesen alle Tage über das „große russische Experiment“ und über das „neue Rußland“, also Berichte über den russischen Staat. Aber wie der einzelne Mensch lebt, wie sein Alltag aussieht, was er denkt, wie er das, was in Rußland geschieht, an sich erlebt, über seine private Existenz, erfahren wir nichts. Unsere Vorstellungen vom russischen Menschen und seinem Leben haben wir von älteren russischen Schriftstellern: Gogol, Dostojewski, Tolstoi u. a. Diese Vorstellungen können heute nicht mehr stimmen: denkt jeder. Wie sieht es aber in den heutigen Menschen Rußlands aus? Der amerikanische Schriftsteller William C. White hat während eines einjährigen Aufenthaltes in Rußland Lebens- und Milieuschilderungen aufgezeichnet. Sie zeigen, daß fünfzehn Jahre Sowjet-Herrschaft den russischen Menschen kaum verändert haben. In den nächsten Heften veröffentlichen wir noch einige von Whites Schilderungen.

I.

Ein Mietshaus in Moskau

Von

William C. White

Wie jeder Ausländer, der sich auf längere Zeit in Moskau niederlassen möchte, erfuhr ich, wie schwer es ist, dort eine Wohnung zu finden. Schließlich teilte ich ein kleines Zimmer in der größten Mietskaserne der Stadt mit einem jungen Bankbeamten. „Sie

werden auswärts essen müssen“, sagte er mir, „aber Marfuscha nebenan wird Ihnen das Zimmer sauber halten. Sie ist eine einfache alte Frau vom Lande.“

Am folgenden Tage kam sie — eine Frau, deren Alter man mit „etwas über dreißig“ bezeichnen konnte und die mit

anderen Worten wie vierzig Jahre aus-
sah. Ich bemerkte sehr bald, daß sie jeden
Tag dieselbe Kleidung trug, und zwar
eine Flanellbluse, einen verblichenen
Rock und ein Paar abgelaufene Pan-
toffeln. Nachdem Moskau durch die
Revolution das Zentrum Rußlands ge-
worden war, war sie mit ihrem Mann
aus einem hundert Kilometer entfernt
gelegenen Dorfe in die Stadt gezogen.
Hier war etwas los, hier war nicht die
tödliche Eintönigkeit der Provinzstadt.
Außerdem waren die Lebensmittelratio-
nen in Moskau größer als anderswo und
die Arbeitsmöglichkeiten zahlreicher.

In einem feuchten Keller fanden sie
ein Zimmer. Ihre Mutter verkaufte, als
ihr Vater starb, das Haus, das Pferd und
die Kuh und kam mit einer jüngeren
Schwester und ihrem liebsten Besitz,
einer alten amerikanischen Nähmaschine,
in die Stadt. Mit dem Gelde tauschte
die ganze Familie ihre Kellerkammer
gegen ein Zimmer in diesem Hause ein,
vor der Revolution eines der schönsten
Gebäude der ganzen Stadt, das für
reiche, satte Kaufleute und wohlhabende
Mitglieder der freien Berufe gebaut
worden war. In den hundert Wohnun-
gen, jede aus sieben bis acht Räumen
bestehend, lebten damals Frauen und
Töchter, die Pariser Kleider trugen. Je-
des Appartement hatte seine eigene
Küche mit einem Herd, auf dem ein
Diner von 10 Gängen für 20 Gäste zu-
bereitet werden konnte; jedes Apparte-
ment wird mindestens fünf- bis sechs-
tausend Rubel jährliche Miete gekostet
haben.

Heute sind die Höfe des Hauses
schmutzig, einige Gipsfiguren an den
Mauern sind abgebrochen, unter der
Dachrinne sind Geschoßeinschläge zu
sehen, auf dem Dache ist ein verworre-
nes Netzwerk von Antennen, und über
einer Hoftür hängt ein Schild „Haus-
Komitee“. An einer Ecke des schmutzi-
gen Ziegelsteinhaufens hängt noch ein
Schild „Gemeinsamer Eßraum im zwei-
ten Stock“. Vor jedem der Fahrstühle
befindet sich ein fettiges, schmieriges
Plakat „Fahrsstuhl außer Betrieb“. In

den Fahrstühlen liegen Bettrahmen, Ma-
tratten und Kinderwagen.

„Leben Sie in Amerika auch so?“
fragte Marfuscha, nachdem sie die Nach-
barn ganz genau beschrieben hatte. „In
dieser Wohnung hausen sechs Familien
außer Ihrem Zimmergenossen. In mei-
nem Zimmer sind wir sechs Menschen,
darunter zwei Kinder. Bogolubows —
Mann, Frau und Kinder — haben das
beste Zimmer und neue Möbel. Er ver-
dient viel Geld. Neben ihnen wohnen
Krassows. Er hatte mal eine Frau, die
er aber vor vier Monaten herausschmiß.
Er ist ein ehemaliger „weißer Offi-
zier“ — der Gauner! Und dann Blitz-
mans. Er ist Jude. Aber in jeder Woh-
nung gibt es mindestens einen Juden.
Und ihre schmutzigen Kinder! Aber er
ist reich. Seine Frau zankt sich jeden
Tag in der Küche — behauptet, wir neh-
men ihr Petroleum oder ihre Seife oder
ihr warmes Wasser. Neben ihr wohnen
der Adamow und seine Frau — er ist
Eisenbahnschaffner und öfters auf län-
gere Zeit abwesend. Und was seine
Frau macht, wenn er fort ist, ist eine
Schande. Er ist Mitglied der Partei und
arbeitet schwer. Und dann noch Lap-
tews — Fabrikarbeiter. Die wohnen
hinter der Küche. Vier Kinder haben
sie und das schlechteste Zimmer — es
stinkt.“

„Das sind etwa 25 Menschen in dieser
Sieben-Zimmer-Wohnung?“ fragte ich.

„Ja, und dann gibt es noch Dienst-
boten. Drei dieser Familien haben je
einen Dienstboten. Meine Schwester hilft
mir. Man muß einen Dienstboten hal-
ten, wenn man eine Familie hat, um auf
die Kinder aufzupassen und vor den
Läden Schlange zu stehen. Den Dienst-
boten geht es aber recht gut — 15 Rubel
Monatslohn, und ihre Gewerkschaft er-
klärt, daß sie jedes Jahr einen Urlaub
von einem Monat haben müssen — mit
Lohn. Und sie nehmen ihn auch! Ver-
suchen Sie mal, sie dran zu hindern,
dann werden Sie vor Gericht geschleppt.
Sie schlafen hier draußen auf dem
Gang, natürlich gegen Anordnung des
Haus-Komitees. Mein Mann ist aber der

Komitee-Vertreter in diesem Appartement, und er sagt bloß: „Irgendwo müssen sie doch schlafen — besser hier draußen als bei ihren Herrschaften.“

Alles das nur, weil die verarmte Regierung nicht schnell genug bauen konnte, um die nach Moskau, dem Zentrum, strömenden Menschenmassen unterzubringen. Aus weniger als einer Million Einwohnern wurden, sobald Moskau zur politischen und wirtschaftlichen Hauptstadt des Landes wurde, zwei Millionen. Einige Gebäude waren 1917 vernichtet worden, viele andere Moskauer Häuser mußten außerdem für allerlei staatliche Zwecke und für die ausländischen Botschaften verwendet werden. Aus einem stattlichen Wohnhaus wurde das Auswärtige Amt; aus einem anderen herrlichen Heim machte man das Gefängnis der Geheimpolizei. Vororte mit schlechten Verbindungen in die Stadt und wenigen modernen Einrichtungen sind nur im Sommer beliebt, so daß die zwei Millionen also im Zentrum selbst wohnen müssen, während die Regierung sich bemüht, diese „Aufnach-Moskau“-Bewegung nach anderen Städten abzulenken.

„Ist Ihr Mann Parteimitglied?“

„Nein, er ist dafür zu faul. Er arbeitet in einem Büro und verdient bloß hundert Rubel im Monat. Er ist ein braver Kerl, aber er trinkt zu viel. Einmal kam er nach Hause und schlug mich. Da ließ ich mich von ihm scheiden. Aber meine Mutter meinte, ich hätte eine Dummheit begangen, Männer schlugen immer ihre Frauen. Klopfe einen Mantel, um ihn weicher zu machen, klopfe eine Frau, um sie lieber zu machen“, sagt sie immer. Er hatte nirgends eine Bleibe, also kam er zurück zu mir. Und ich bin froh, daß er es tat. Ich bin seit sechs Jahren verheiratet . . .“

Sie war fertig mit ihrem Reinemachen und verließ mich mit der Warnung: „Schließen Sie Ihre Tür ab. Wo so viele Fremde hier sind . . .“

So leben die meisten in Moskau — in jedem Zimmer eine Familie; zweitausend Menschen sind in einem Hause

untergebracht, das früher fünfhundert aufnahm; jeder der siebenhundert Räume dieses Kaninchenneustes beherbergt eine Familie. Hin und wieder gibt es auch eine Wohnung, in der der ehemalige Besitzer ein Zimmer für sich hat. Es gibt aber auch noch glücklichere Menschen, die zwei oder mehr Zimmer haben, aber das werden nicht zwanzig Prozent der Bevölkerung sein. „Wie stellst du dir das ideale Heim vor?“ lautete das Aufsatzthema, das ein englischer Lehrer in Moskau einmal seiner Schulklasse gab. Ein Schüler antwortete hierauf: „Als ein Zimmer, durch das keine fremden Menschen gehen müssen, um in ihr eigenes Zimmer zu kommen.“

Nebeneinander, innerhalb derselben vier Wände, hausen Professoren, Schutzleute, Schaffner, Schauspieler, Kassierer. Sie können einander gänzlich fremd sein — und sind es auch gewöhnlich —, aber das tägliche Leben jedes einzelnen ist eng mit dem der andern verbunden. Um vier Uhr nachmittags drängen sich sieben Hausfrauen oder ihre Dienstboten in jede Küche hinein, um dort siebenerlei Suppen mit sieben verschiedenen Düften herzurichten, während vierzehn Kinder — so kommt es einem jedenfalls vor — den noch freien Raum restlos ausfüllen.

Diese Menschen sind Nachbarn, aber sie verkehren nicht besonders freundschaftlich miteinander. Falls sie Freunde haben wollen, suchen sie diese in anderen Stadtteilen.

Das Leben in einer Moskauer Wohnung hat auch noch andere Eigenheiten. Jedes Zimmer ist sowohl mit Außen- wie auch mit Innenfenstern versehen: im Oktober werden die Rahmen der Außenfenster mit großem Zeremoniell zugekittet, nur eine kleine Scheibe wird freigelassen, die zum Lüften aufgemacht werden kann (was aber recht selten geschieht). Das Heizen einer Wohnung, die Zentralheizung hat, wird durch Gesetze geregelt. Es mag noch so kalt sein, vor dem 15. Oktober wird nicht geheizt; und am 15. April wird die Heizung prompt abgestellt. Es gibt viele solche

Kleinigkeiten. Die Milch wird zum Beispiel in verdächtig grau aussehenden Kannen von Bauernfrauen aus den Dörfern der Umgegend geliefert. Ein Blick auf so eine Frau, und man kocht die Milch nicht einmal, sondern gleich zweimal auf. Dann wird noch eine alte Sitte beibehalten: Die Fußböden der Zimmer sind aus Hartholz. Jeden Monat kommt eine „lustige Seele“ mit einem Eimer Wachs an, um den Boden zu polieren. Die Methode ist einfach: Der Boden wird mit der Mischung überstrichen und trocknet. Dann zieht der Mann zwei Bürsten über seine nackten Füße, rutscht hin und her durch das Zimmer, und der Boden glänzt. Und schließlich der Korridor, der mit Koffern, Körben, Matratzen und Säcken angefüllt ist — und den ganzen Tag hindurch der unendliche Lärm von schließenden Türen, tobenden Kindern und streitenden Frauen.

„Haben Sie den Skandal in der Nacht gehört?“ fragte mich Marfuscha eines Morgens. „Es war diese Jüdin, die Blitzman. Ihre Verwandten aus Gomel waren angekommen, und sie hatte sich von irgendwoher Matratzen geliehen. Nun schlafen Blitzmans Verwandte in der Nacht auf den Matratzen am Fußboden, und bei Tage stellt sie die Matratzen hinaus auf den Korridor. Da kippte eine um und hat beinahe die kleine Mascha Laptewa getötet. Also zwangen wir die Blitzmans, die Matratzen wieder in ihr Zimmer hinein zu nehmen. Wenn die Frau bloß ausziehen würde! Aber in diesem Hause gibt es immer Krach. Der Adamow kommt gewöhnlich spät nach Hause und trinkt gern eine Tasse Tee gegen elf Uhr abends. Seine Frau setzt den Kessel auf den Primusofen. Dreimal in der letzten Woche kehrte sie nach zwanzig Minuten zurück und entdeckte, daß das Wasser noch kalt sei. Da paßte sie auf und sah, wie einer der Blitzmanschen Bengels hineinkam, ruhig seine Teekanne mit ihrem heißen Wasser füllte und dann den Kessel mit kaltem Wasser neu aufgefüllt zurück auf den Ofen setzte. Ein Riesenskandal . . . Und dann gibt es immer Zwistigkeiten, wenn der

Korridor und das Badezimmer gereinigt werden sollen. Angeblich soll jede Familie es in einer bestimmten Reihenfolge tun. Die Familien, die keine Dienstboten halten, sagen: ‚Die Mädchen sollen es nacheinander machen, und wir werden bezahlen‘. Dann streiten sich die Mädchen darüber — vor einem Monat rissen sie sich sogar die Haare aus.“

„Und das Telefon — jeder wollte es haben und jeder sollte seinen Anteil daran bezahlen. Nun wollen drei Parteien nicht mitmachen. Sie sagen: ‚Wir benutzen es nicht‘. Sie werden von ihren Freunden angerufen, und trotzdem wollen sie nicht bezahlen. ‚Es ist doch nicht unsere Schuld, wenn unsere Freunde uns anrufen‘, behaupten sie. Das Hauskomitee wollte diesen Monat eine Sitzung abhalten, um die Telefonfrage zu entscheiden — es will immer etwas tun, aber es tut nie etwas! Und die Streitigkeiten wegen der elektrischen Rechnung. Für die ganze Wohnung gibt es einen Zähler, und jedes Zimmer hat die gleiche Anzahl von Leuchtkörpern. Das ging ganz und gar nicht. Bogolubows haben Geld und schafften sich einen elektrischen Wasserwärmer und ein Bügeleisen an. Wir haben es lange nicht gewußt und waren über die Höhe der Rechnung erstaunt. Dann vergaß die alte Bogolubow einmal das Eisen abzustellen, und es gab einen Brand. Nun muß jeder, der solche Dinge benutzen will, seinen eigenen Zähler installieren lassen — das kostet dreißig Rubel.“

„Und dann das Ungeziefer — in einem alten Hause wie diesem. Wir ließen es ausrotten, aber es kam immer wieder. Wahrscheinlich von den Laptews — die wohnen so dreckig, und wir können sie nicht zwingen, reinzumachen. Sie müssen Pulver kaufen. Auf dem Dorfe ist es natürlich viel schlimmer; aber auch hier gewöhnt man sich daran.“

In Moskau kauft man gewöhnlich seine Lebensmittel in den Ekläden, die jetzt von der Regierung geleitet werden und nie über genügende Vorräte verfügen. Bis 1927 gab es kein Rationierungssystem; der Erfolg davon wurde

durch einen Witz treffend zusammengefaßt: „Vor der Revolution lautete die Mehrzahl des Wortes ‚Mann‘ ‚Männer‘, jetzt nach der Revolution lautet sie ‚Schlange‘.“ Nun sind die Schlangen infolge der Lebensmittelkarten wenn auch nicht abgeschafft, so doch etwas kürzer geworden. Aber die Rationen scheinen recht knapp zu sein: $\frac{3}{4}$ Pfund Brot pro Person täglich, $\frac{1}{4}$ Pfund Fleisch pro Person mehrmals in der Woche, 25 Gramm Tee monatlich — und so weiter durch eine erdrückend lange Produktenliste. Die Fabrikarbeiter erhalten die doppelte Ration. Gemüse wird von Karren auf der Straße oder in den Läden gekauft und fällt nicht unter die Lebensmittelkarten. Gelegentlich einer vor kurzem abgehaltenen Revolutionsgedenkefeier verkaufte die Regierung 2 Pfund Weizenmehl an jeden Bürger — eine ganz besondere Gnade, denn bis zu dieser Zeit war Weizenmehl äußerst knapp, während das Weißbrot grauer und grauer wurde. Auf Lebensmittelkarten sind die Preise niedrig. Es gibt auch einige Privatläden, wo man so viel kaufen kann, wie man will; aber die Preise sind dort hoch, und der Durchschnittsrusse kann sie einfach nicht bezahlen. In diesen Läden bringen die Regierungssteuern und der Verdienst des Unternehmers den Butterpreis auf 12 Mark das Pfund. In den Regierungsläden hingegen kostet die monatliche Butterration einen Rubel, d. h. zwei Mark.

„Können Sie mir drei Rubel leihen?“ fragte mich Marfuschas eines Morgens. Ihr Monatslohn war fünf Rubel. „Wissen Sie, heute ist erst der vierzehnte.“ Ich verstand sie nicht ganz. „Ach, in Moskau wird jeder am sechzehnten und dreißigsten entlohnt, so daß die vorhergehenden Tage recht schwer sind. Aber an diesen beiden Tagen ist jeder Schuldner gut. — Wo essen Sie immer?“

„Im Gasthaus — wo ich grade bin.“

„Das Essen ist das Schlimmste am ganzen Leben. Die Küche ist so überfüllt — und die Kocherei auf dem Primusofen . . . Auf dem Dorf war das besser. Dort hatten wir einen schönen,

geräumigen Ziegelofen. Im Winter schlief man darauf.“

„Und wie steht es mit diesen Gemeinschaftsküchen?“

„Wir haben eine hier im Haus, aber es geht niemand hin. Das Essen ist schlecht und kostet zu viel. Die Idee könnte gut sein — auch die einer Gemeinschafts-Wäscherei. Dann wäre alles leichter.“

„Was kochen Sie hier?“

„Dasselbe wie auf dem Dorfe. Zum Frühstück Tee und Schwarzbrot. Früher hatten wir auch Marmelade, aber jetzt ist es schwer, Zucker zu bekommen. Gegen vier Uhr, nach getaner Arbeit, essen wir Suppe, Kohl, Kartoffeln, Mohrrüben, und abends gibt es wieder Tee.“

„Und Fleisch?“

„Fleisch haben wir hin und wieder, aber es ist so teuer, und man bekommt es so schwer in den Läden — wir essen es in der Suppe. Es sind jetzt überhaupt so viele Sachen knapp — Makkaroni, Buchweizen. Und viel Geld haben wir nicht — Kleidung ist teuer, und mein Mann verdient nur hundert Rubel.“

Hier möchte ich einen Beweis für das Widersinnige solcher Existenz geben: Eines Abends kam Marfuschas kleine Tochter herein, um mich zum Namensstag ihrer Mutter einzuladen. Ein Dutzend Gäste, kein einziger davon aus der Wohnung, waren in ihrem Zimmer versammelt. Das Zimmer war groß, aber mit billigen Möbeln vom Althändler überfüllt. Auf einer Seite stand ein schmales eisernes Bett, auf der anderen eine Pritsche. „Eine der merkwürdigsten Folgen der Revolution“, sagte mir ein Freund, „ist die, daß heute zwei Menschen in einem Bett schlafen müssen, das zur Zeit des Zaren kaum groß genug für einen war.“ In einer Ecke des Zimmers, durch eine Gardine abgetrennt, waren zwei Kojen für die Kinder; in der gegenüberliegenden stand eine Matratze bereit, mitten im Raum stand ein großer Tisch, reichlich mit Lebensmitteln besetzt. Auf einer billigen, übermäßig verzierten Anrichte stand eine alte amerikanische Handnähmaschine aus der Vor-

revolutionszeit, auf dem Fensterbrett ein einfacher Radio-Apparat. Ueberall zahllose Haken, dicht mit Kleidern behängt, und unter jedem Bett Kisten und Säcke. In einer Ecke hing eine Ikone, vor der eine kleine rote Oellampe brannte. An der Wand billige Abbildungen von Lenin und Kalinin.

Von irgendwoher — bei einem Gehalt von hundert Rubeln — waren ein Schinken, eine Gans, kalter Stör mit Karotten, roter Kaviar, harte Wurst und eine scheinbar endlose Menge Wodka aufgeföhren. Marfuschas Mann Andrei war uns in bezug auf den Wodka schon weit voraus.

Nachdem das Essen zum größten Teil schon verschwunden war und der Wodka anfang, knapp zu werden, holte jemand eine Gitarre heraus. Ein Volkslied folgte auf das andere, bis die Nachbarn nebenan anfangen, an die Wand zu pochen.

„Diese Bogolubows“, sagte Marfuscha, „dürfen wir ihretwegen nicht einmal ein Fest feiern? Habe ich denn, als sie letzten Monat ihr Fest feierten, an die Wand geklopft?“ Schließlich hörte die Klopferei auf, wahrscheinlich entmutigt, denn der Gesang wurde womöglich noch lauter, noch disharmonischer. Einer der Männer stand einen Augenblick auf und setzte sich plumps wieder hin — der Stuhl war unter ihm zusammengebrochen.

„Das war Gott sei Dank unser Stuhl“, sagte Marfuscha. „Ich mußte mir einige von den Nachbarn borgen.“

Am nächsten Morgen fragte ich meinen Zimmergenossen, wie Marfuscha und Andrei das mit ihrem Gehalt geschafft hätten.

„Es sind merkwürdige Leute, sie können weder lesen noch schreiben — besonders Andrei —, aber es gelingt ihnen immer, ein paar Feste im Jahr zu feiern, an ihren Namenstagen und zu Ostern. Gott weiß wie. Der Schinken und die Gans kamen aus dem Dorfe, und für das übrige sparen sie. Jetzt werden sie sechs Monate lang Kartoffeln und Kohl essen und sich auf das nächste Fest freuen.“

Die Mieten sind jedenfalls niedrig. Das Haus wird von einem Komitee, das sich aus je einem Mitglied jeder Wohnung zusammensetzt, verwaltet. Außerdem hat das Komitee noch zwei bis drei besoldete Mitglieder, die sich ausschließlich mit den Hausfinanzen beschäftigen; sie sorgen für Reparaturen, für die Eintragung der Pässe und sonstiger persönlicher Papiere. Sie setzen die Mietspreise fest, die von der Größe des Raumes, der Zahl der Familienmitglieder und von Gehalt und Beruf des Mieters abhängig sind. Ein Fabrikarbeiter mit einer großen Familie wird ein großes Zimmer für nur wenige Rubel monatlich erhalten; ein Arzt muß mehr bezahlen, und ein privater Kaufmann wird, wenn er überhaupt ein Zimmer haben darf, zehnmal so viel bezahlen wie der Fabrikarbeiter. Ist der Mieter arbeitslos und auch gut angeschrieben, so beträgt die Miete fast gar nichts. Das Komitee zieht die Gelder ein und benutzt sie für kleinere Reparaturen; die Unkosten der größeren Reparaturen können durch Anleihen von der Regierung gedeckt werden. Andrei kam eines Abends zu mir herein, um die Miete zu holen. Er ist Laufbursche auf einem Amt. Eine höchst wichtige Stellung in einer Stadt, wo die Beförderung durch die Ortspost öfters drei Tage beansprucht. Außerdem vertritt er unsere Wohnung in dem Haus-Komitee.

„Diese Komitee-Arbeit macht mir viel Kopfzerbrechen, als ob sechs Stunden jeden Tag auf dem Amt nicht genug wären. Es ist jede Woche etwas los. Versammlungen, Versammlungen, nichts als Versammlungen, überall — auf den Aemtern, in den Klubs. Gott gebe uns endlich eine große Versammlung, die allen Versammlungen ein Ende machen soll! Und das Haus-Komitee muß noch Regierungs-Obligationen verkaufen und für das Rote Kreuz arbeiten; es unterhält einen Hort für Kinder, während ihre Mütter auf Arbeit sind, und abends noch eine Schule, die dem Analphabetentum ein Ende machen soll. Teufel auch, wir haben immer Scherereien! Die Komitee-Mitglieder werden für alles getadelt,

genau, als ob wir für unsere Dienste bezahlt würden. Und dann im Winter, wenn die Hausmeister sich betrinken und die Heizung ausgeht . . . Ist es denn wahr, daß Sie die Prohibition in Amerika haben? Das Leben dort muß furchtbar einsam sein ohne Wodka.“

„Wir brauen, was wir brauchen, zu Hause.“

„Das ist schön — das machen wir hier auch. Das ist viel besser als Wodka — Wodka ist nur vierzigprozentig. Auch hier spricht man von der Prohibition — noch mehr Versammlungen. Letztes Jahr wurde ein großes Anti-Alkoholikerfest abgehalten. Eine Flasche Wodka wurde auf einem Friedhofe begraben. In derselben Nacht gingen viele Menschen hin, um die Flasche auszugraben — eine Flasche Wodka umsonst!“

Eines Morgens kam Marfuschas fünfzehnjährige Schwester Tamara herein, um bei mir aufzuräumen. „Marfuscha ist nicht auf dem Posten“, sagte sie. Am nächsten Morgen erschien Marfuscha wieder, aber sie sah gealtert aus.

„Ihr Männer habt von allem das Beste“, meinte sie nach einem Augenblick. „Wie alt sehe ich aus — fünfunddreißig?“

Mein verlegenes Schweigen war viel-sagender als eine Antwort.

„Ich bin sechsundzwanzig, aber ich habe schon neun Abtreibungen durchgemacht.“ Sie sprach wie von einer Behandlung beim Zahnarzt. „Andrei will nichts dagegen tun. Er gibt sein Geld für Wodka aus, und außerdem . . . ist es unrecht, wie er meint. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß der Arzt mir vor zwei Tagen sagte, ich dürfe nie wieder eine Abtreibung durchmachen. Aber ich kann auch keine Kinder mehr haben — bei einem Gehalt von hundert Rubel im Monat. Ich habe schon vier gehabt — zwei davon sind gestorben. Abtreibungen kosten nichts. Man geht in die Klinik, und dort macht man sie, ohne Fragen zu stellen; aber man gibt einem nichts, um die Schmerzen zu stillen. Die Klinik ist oft überfüllt. Ich

ging schon morgens um zwei Uhr hin und mußte bis neun Uhr Schlange stehen. Es gibt auch Privatkliniken, wo dreißig Rubel bezahlt werden müssen. Ich habe gehört, daß es dort nicht schmerzhaft sein soll.“

„Sie können doch ärztliche Behandlung umsonst erhalten?“ fragte ich.

„Ja, wenn man Mitglied einer Gewerkschaft ist. Und das ist auch jeder mit Ausnahme der „Bourgeois“. Aber die Polikliniken sind entsetzlich überfüllt. Meine kleine Tanja hat Würmer, und ich ging letzte Woche mit ihr zur Klinik. Dort gab man mir eine Sprechstunde für drei Wochen später an. Die Spitäler sind auch überfüllt. Aber es ist doch besser wie auf dem Dorfe. Vor der Revolution hatten wir kein Spital auf dem Dorfe. Jeder ging zu den „znarkarki“, den weisen Frauen. Der Mann auf dem Dorfe will immer viel Kinder haben — je mehr er hat, desto mehr Bodenanteil bekommt er.“

„Aber für die Kinder muß es schwer sein in so einer Wohnung wie dieser.“

„Ja, aber sie gehen jeden Tag in den Kinderhort, oder das Dienstmädchen geht mit ihnen auf einen Platz zum Spielen.“

„Und wie steht es mit der Ehescheidung, Marfuscha?“

„Ich weiß nicht, wenn man keine Kinder hat, ist sie schon gut, wenn auch manche jungen Leute sich zu häufig scheiden lassen. Ich kenne ein neunzehnjähriges Mädchen, die im Laufe der letzten zwei Jahre neun Ehemänner gehabt hat. Das Gesetz ist gut, es zwingt einen Mann zu zahlen, falls er ein Mädchen in andere Umstände bringt. Ich weiß nicht, wie es um Tamara steht — ich bin besorgt um sie. Sie geht jeden Abend aus — in den Alexandrowskigarten, wo die Soldaten herumlaufen. Wenn ein Mädchen vor der Revolution in andere Umstände geriet, war es nur eine große Schande für die ganze Familie. Wenn sie jetzt ein Kind bekommt, werden ihr die Alimente direkt aus dem Solde der Soldaten bezahlt — sie braucht nur die Vaterschaft beweisen zu können und

dem Kommandanten davon zu erzählen. Wir haben noch ein anderes gutes Gesetz: Wenn ein Mann im Dorfe seine Frau hinauswirft, kann sie die Hälfte des von ihnen gemeinsam während ihrer Ehe erarbeiteten Vermögens haben. Vor der Revolution geschah es oft, daß ein Bauer im Frühjahr eine Frau zu sich nahm und im Herbst, nachdem sie den ganzen Sommer hindurch auf seinen Feldern schwer gearbeitet hatte, mit nichts auf die Straße warf. Aber eines gefällt mir nicht, eine Menge alter Männer haben ihre Frauen herausgeworfen und neue dafür genommen. Das ist ein Unrecht. Was kann eine Frau von fünfzig Jahren anfangen, falls sie keine Kinder hat, zu denen sie gehen kann? Alles wird den Männern viel zu leicht gemacht.“

Um der Wohnungsnot abzuhelpen, fördert die Regierung die Gründung von Bau- und Kreditgenossenschaften. Eine Anzahl der Angestellten eines Konzerns tut sich zusammen und zahlt monatlich soundso viel ein. Nach Ablauf von mehreren Jahren streckt die Regierung das Geld vor, und es wird ein neues Wohnhaus gebaut mit schönen Drei-Zimmer-Wohnungen und allen Bequemlichkeiten der heutigen Zeit. Die Genossenschaftsmitglieder setzen ihre Zahlungen fort, bis die Schuld getilgt ist. Sie zahlen durchschnittlich etwa achtzig Rubel pro Monat. Später wohnte ich in einem solchen Hause. Sämtliche Angestellte eines Theaters — erste Liebhaberinnen, Orchester-Mitglieder, Chor und Bühnenarbeiter — wohnten, jede Familie für sich, in zusammenhängenden Wohnungen. Derartige Häuser sind aber Seltenheiten, denn nur wenige Familien können die Monatsraten aufbringen.

„Blitzmans ziehen aus“, sagte mir Marfuscha eines Morgens neidisch. „Ich bin froh. Aber sie ziehen in ihre eigene Wohnung. Seit sechs Monaten hat die Blitzman in der Küche nur davon geredet. Denken Sie mal: eine Dreizimmerwohnung — drei Zimmer! Gas in der Küche und im Badezimmer. Dort

werden sie ihr Bad benutzen — hier wird es von niemandem benutzt. Wir gebrauchen unser Bad hier, um die Wäsche zu waschen und gehen selber in die öffentlichen Badeanstalten. Blitzmans sind Mitglieder einer Genossenschaft im Auswärtigen Amt, wo er arbeitet. Es ist schwer, dort Mitglied zu werden, und es kostet auch viel Geld.“

Ich wollte auf Urlaub ins Ausland reisen. In der Wohnung wußte man davon. „Ich habe eine große Bitte“, sagte Marfuscha schüchtern. „Können Sie mir Strümpfe für die Kinder und etwas Stoff für Kleidchen mitbringen? Hier sind diese Sachen so schwer zu bekommen. Alles wird rationalisiert, und die Qualität der Ware ist so schlecht . . . Und dann noch etwas. Können Sie mir ein Paar seidene Strümpfe mitbringen?“ — sie sprach sehr rasch — „Im Auslande tragen alle Frauen seidene Strümpfe, nicht wahr?“

Ich versprach es ihr — und stellte ihr eine Frage. „Marfuscha“, fragte ich, „ich habe Sie nie das Wort ‚Revolution‘ in den Mund nehmen, Sie nie darüber reden hören. Wo es so vieles gibt, was Sie wünschen und doch nicht haben können, wo die Knappheit an Lebensmitteln so groß ist, was denken Sie — ist es heute besser oder schlechter?“

Sie blickte mich erstaunt an. „Aber natürlich besser. Sehen Sie uns doch mal an — Andrei ist Arbeiter, kein Bauer mehr. Das ist besser so. Und wir haben ein Zimmer in Moskau . . .“

„Aber die Knappheit an Lebensmitteln und die Ueberfüllung?“

„Die sind natürlich unangenehm, aber es ist doch besser, in der Stadt zu sein als auf dem Dorfe.“

„Trotzdem verstehe ich nicht, warum die Stadt nach der Revolution besser ist, als das Dorf es ehemals war.“

„Ich kann es Ihnen nicht erklären. Wenn Sie Russe wären . . . Nun, Moskau ist eben das Zentrum. Das Leben ist interessanter.“ Eine lange Pause. „Und Sie werden die seidenen Strümpfe nicht vergessen?“

Husch, husch! Ober! Noch ein Glas Wäldmeisterbowle! Immer heran, meine Herrschaften! Laßt Töpfe rollen!
 Schon wieder beim Rechnen. Hier gibt's keine Nieten!
 Herr Professor? Die kleinsten Preise sind Herren- und Damenpelze!
 Ja, ich versuche, die relativ kürzeste Formel für Ihren Namen zu finden!
 Mir bitte ein Château — so wie ich!
 Ah — Monsieur! Er hat Uebung darin
 Ach, wie reizend! Da sind Sie ja persönlich von Kopf bis Fuß.
 Sie kommen doch zu meiner Cocktail-Party, Herr Ministerpräsident?
 Mit Vergnügen, einen Mixer brauchen Sie nicht zu engagieren.
 Ich mixe selbst großartig, jeder Geschmack wird befriedigt.
 An der Ecke? Da müßte ich ja noch sieben Jahre warten.
 Zahlen? Wieso jetzt? Na? Immer noch über den Dächern von Berlin?
 Sie haben Ihr Taschentuch verloren! Ich habe doch ein Feierjahr angesetzt! Und Sie? Noch immer so — fern von Madrid?
 Was bedeuten denn diese Initialen? Bitte eine kleine weiße Chrysantheme!
 Ganz banaler Schwätzer! Interview? Schreiben Sie: „Der rechte Deutsche steht rechts von seiner Partei!“
 Es ist mir ganz unmöglich, von dieser Zigarettenspitze nicht gefesselt zu sein. Nein, danke! Ich setze mich nur an runde Tische!
 Mein Gott! Was für ein Kragen! Ja, der ist von Kopf bis Fuß auf Stabilisierung eingestellt. Ueberall meine Anhänger!

Was die Prominenten gesprochen haben:

Hier sind die willkürlich verstreuten Aussprüche der prominenten Gäste auf der Gesellschaft, die auf Seite 38/39 dargestellt ist. Wer hat was gesprochen? Setzen Sie jeden Ausspruch in den richtigen Kasten auf den folgenden Seiten.

Wer hat was gesprochen?

Internationales Ballgeflüster 1932

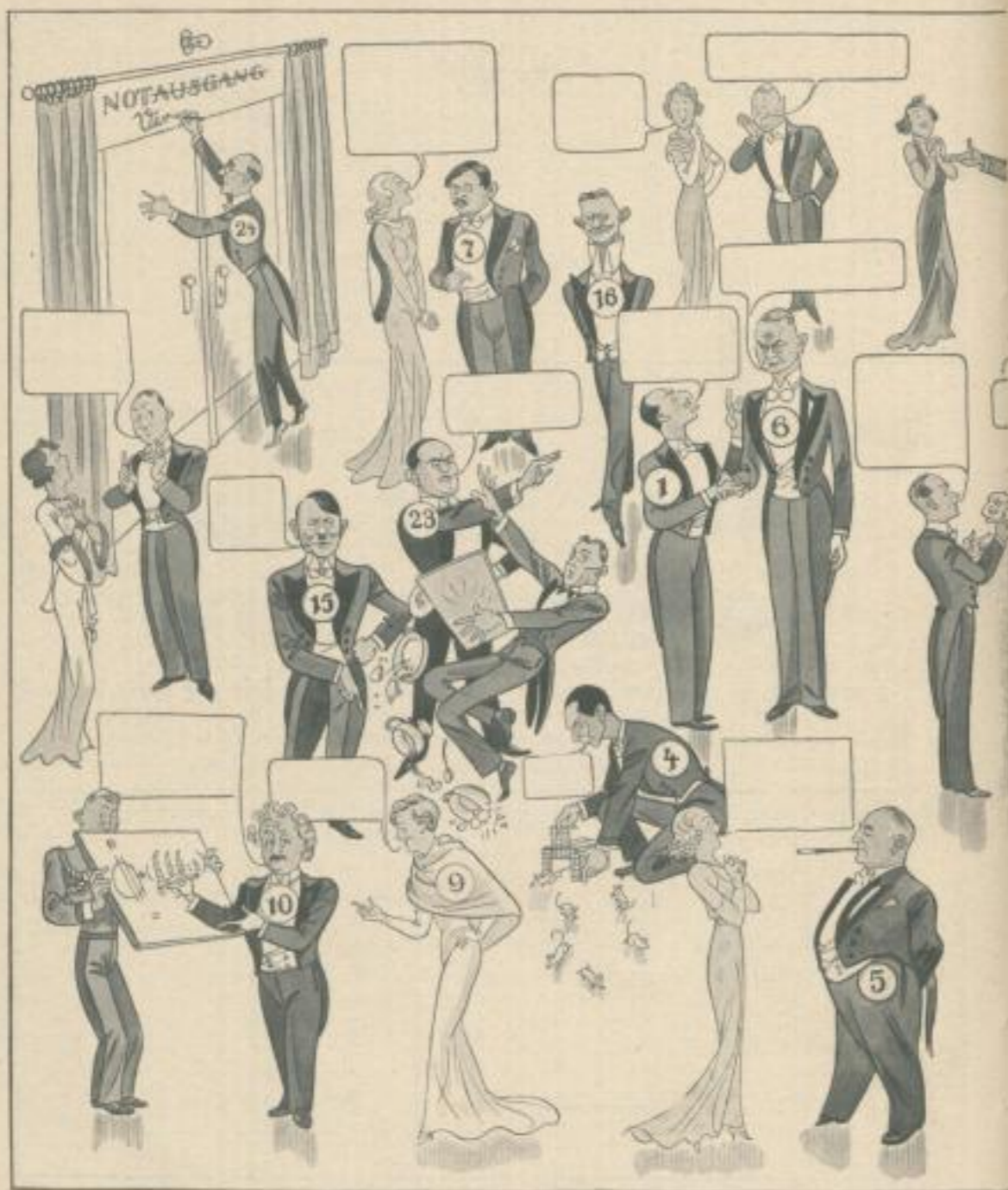
Vierundzwanzig Prominente treffen sich zu einem Rätselspiel
 Vorgestellt von Fritz Zielesch, gezeichnet von Barlog

Die auf Fächer entfallenden Buchstaben ergeben — aneinandergereiht — eine nachdenkliche Behauptung aus einem Chanson der Dreigroschen-Oper

1. — — <input type="checkbox"/> — — —	13. — — — <input type="checkbox"/> — <input type="checkbox"/> — — — — <input type="checkbox"/>
2. — — <input type="checkbox"/> — <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/>	14. <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> — — — — <input type="checkbox"/> —
3. <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> — — — — —	15. — <input type="checkbox"/> — — — —
4. — — — — — — <input type="checkbox"/>	16. — — — — <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/>
5. — — — — — — <input type="checkbox"/>	17. <input type="checkbox"/> — — — — —
6. <input type="checkbox"/> — — —	18. — — <input type="checkbox"/> — — — — —
7. <input type="checkbox"/> — — — —	19. — <input type="checkbox"/> — —
8. — — — — — <input type="checkbox"/> —	20. — — — <input type="checkbox"/> — —
9. <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> — <input type="checkbox"/> — — — —	21. — <input type="checkbox"/> — — — —
10. — <input type="checkbox"/> — <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> — — —	22. — <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> — — — —
11. — — — — — <input type="checkbox"/>	23. — <input type="checkbox"/> — — — — — —
12. — — — — <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/>	24. — — — — — — <input type="checkbox"/>

Welche Prominenten sind da?

In diesen Strichen und Fächern sind die Buchstaben der Namen aller prominenten Gäste versteckt, die sich umseitig versammelt haben. Jeder Strich und jedes Fach entspricht einem Buchstaben des Namens.



Internationales Ballgellüster unter Prominenten: Blättern Sie eine Seite zurück . . .



. . . und erraten Sie, was alles auf dem Ball der Prominenten gesprochen wurde.

Auflösung in der nächsten Nummer

Liebe zu Annabella

Sie kennen doch Annabella, jenes zarte, junge Mädchen aus den beiden schönsten Pariser Filmen „Die Million“ und „Razzia in Paris“.

Der Mann, der Annabella im Film gesehen hatte, lief zu ihr in die Wohnung hinauf, im Traum, und sagte: „Ich liebe dich“. — „Warum“, fragte, im Traum, Annabella erstaunt, „warum liebst du mich? Was hast du für ein Recht, mich zu lieben?“ — „Du hast mir ja gezeigt, was für eine wunderbare Frau du bist“, erwiderte der Mann, „wie du in so vielen Konflikten des Lebens immer nur lächelnd und verstehend dastandest mit deinem unschuldigen Blick, so fern dem Schmutz und der Sünde. Nie sagtest du ein böses Wort, und selbst ein kurzer Zornklang bei dir nur wie eine Bitte, daß alles wieder gut sein möge.“ — „Aber das habe ich doch nur gespielt“, sagte Annabella erstaunt. — „Wieso?“ fragte der Mann verdutzt, „könntest du es spielen, wenn es nicht dein Wesen wäre?“ — „Aber die Rolle war so“, sagte Annabella unmutig. — „Nein“, erwiderte der Mann, „die Rolle war echt, soweit sie dich betraf.“ — „Aber nur im Film“, sagte Annabella ungeduldig. — „Das bedeutet“, fragte der Mann, „daß du eigentlich im Traum dem Leben näher sein möchtest als im Film?“ — „Ja“, sagte Annabella einfach.



Annabella, die junge Filmschauspielerin



Zwei andere Aufnahmen
Aufnahmen



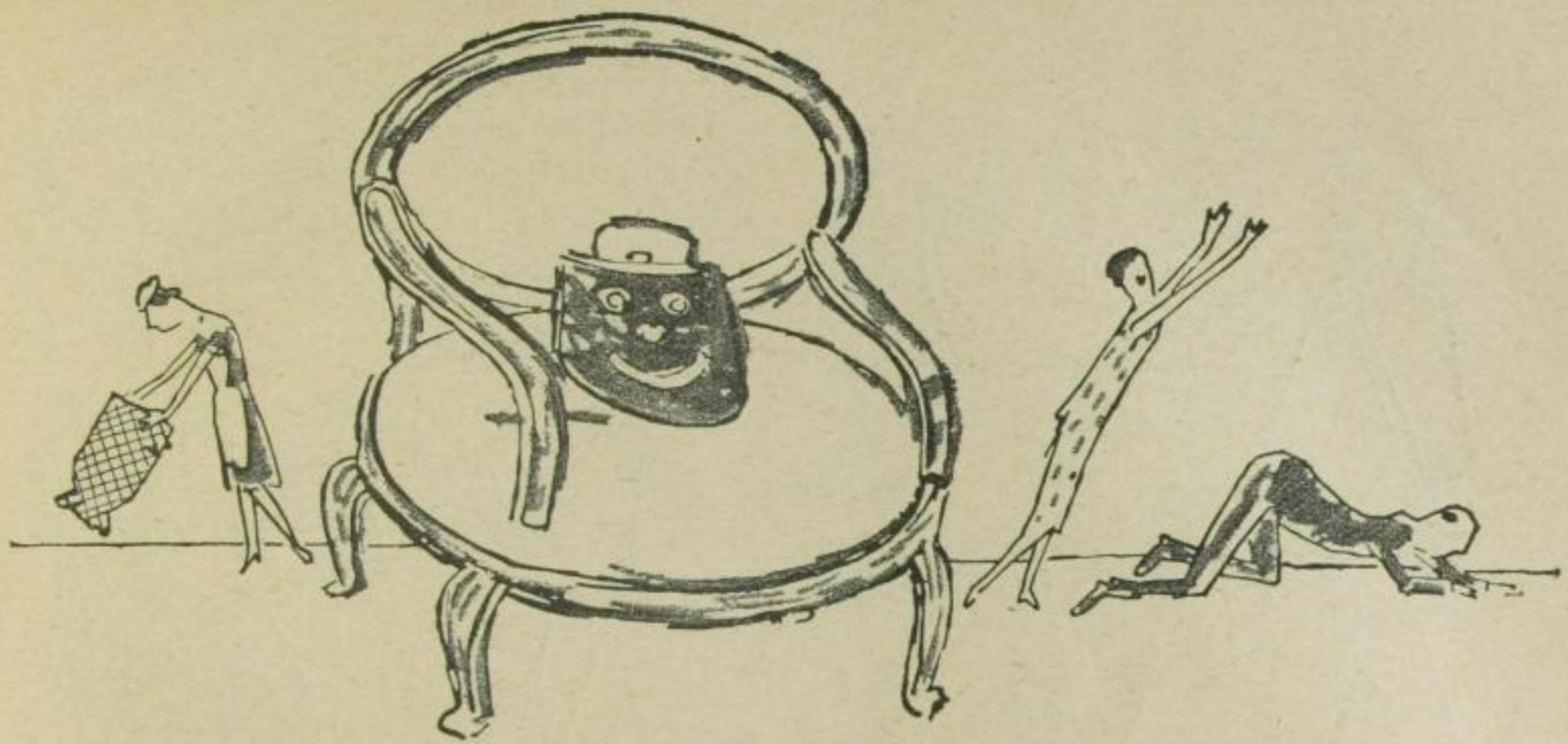
der Filmschauspielerin Annabella
Horst-Paris



Fot. Mondiale

Die Handtasche der Frau Bürgermeisterin

Nicht jede Dame ist in der glücklichen Lage, sich ihre Handtasche nachtragen lassen zu können



„Haben Sie nicht meine Tasche gesehen?“
 Sie liegt natürlich immer auf einem Stuhl und grinst.

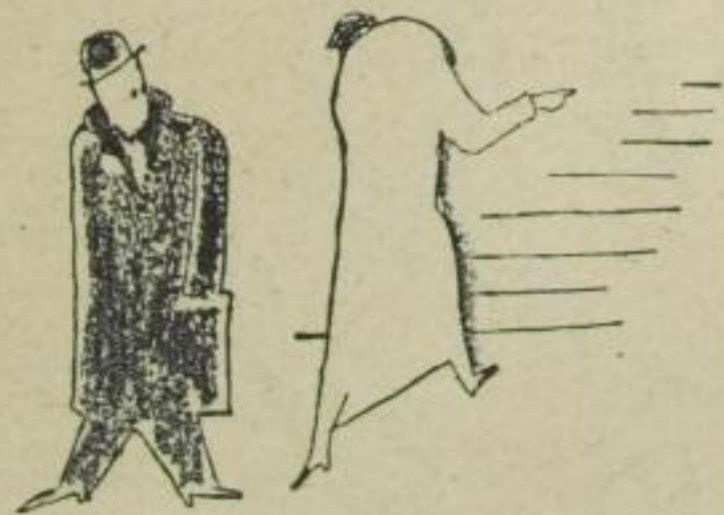
„.....haben Sie nicht meine Tasche gesehn?“

Eine alltägliche Tragödie von Schaefer-Ast

Der Mann hat 36 angewachsene Taschen.
 Die Frau hat eine einzige lose Handtasche.
 Auf diesem grundlegenden Unterschied bauen sich alle unglückseligen Mißverständnisse zwischen den Geschlechtern auf.



Beim Fortgehen:
 „Moment mal, ich habe mein Täschchen liegen lassen.“



Beim Heimgehen:
 „Moment mal, ich habe mein Täschchen liegen lassen.“

In den festen Taschen des Mannes liegt das Geheimnis seiner Pünktlichkeit, seines Ordnungsinns, ja, seiner Logik.

Die ganze Frauenbewegung ist ein Fiasko, solange es Handtaschen gibt. Es sei denn, der Mann ließe alle seine Taschen zunähen und trüge ebenfalls sein Hab und Gut in der Hand. Das wäre



Die Katastrophe im Autobus:
„Ach Gott! Ich hab' mein Täschchen zu Hause liegen gelassen, ich hab' kein Fahrgeld.“

solidarisch und anständig von ihm, — aber er macht keine Anstalten dazu.

Die Handtasche einer Frau enthält sämtliche Schlüssel zu ihrem Wesen, zu ihrem Teint und zu ihrer Wohnung. Sie ist verloren ohne ihre Tasche, und doch verliert sie sie dauernd. Das hat gar

nichts mit Zerstreutheit, gar nichts mit Unachtsamkeit zu tun. Es ist Schicksal.

Ein gütiger Stern fügt es aber, daß die meisten Taschen doch schließlich den

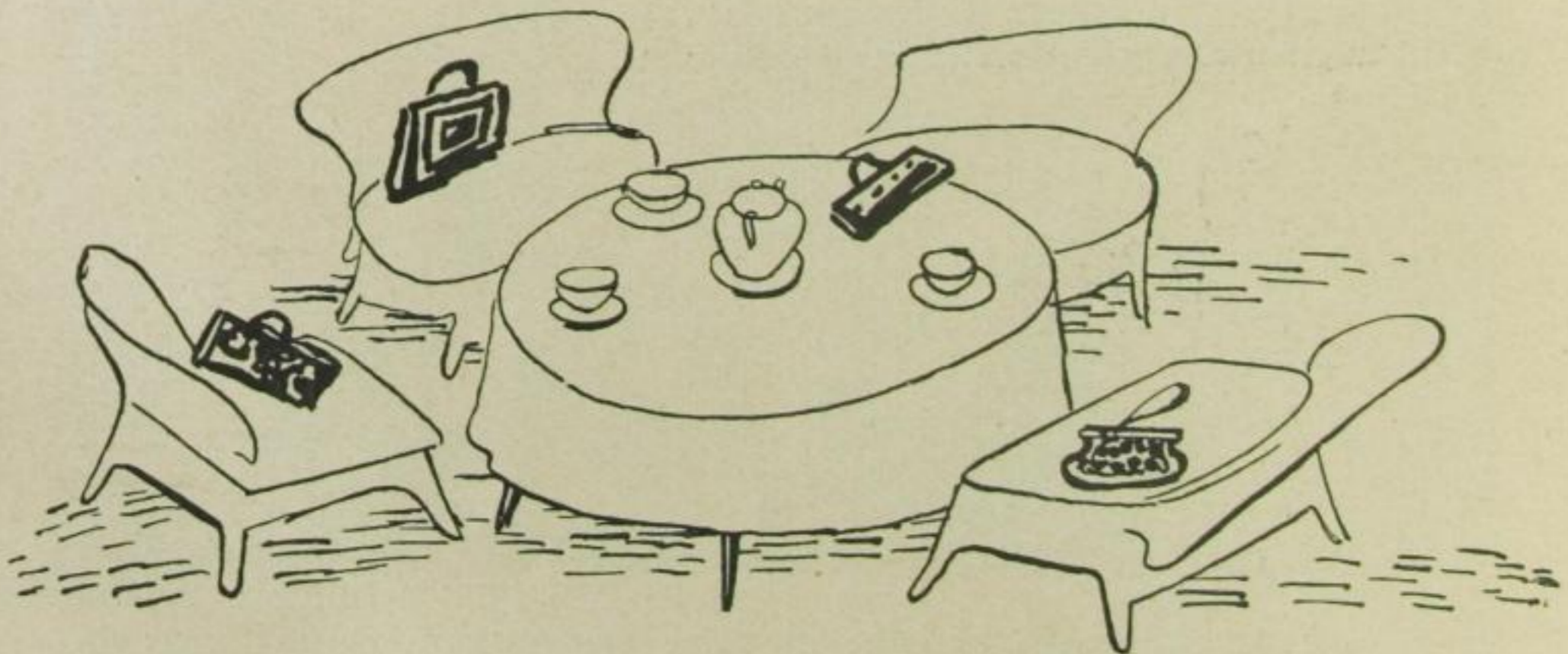


Haben Sie nicht meine Handtasche gesehen?

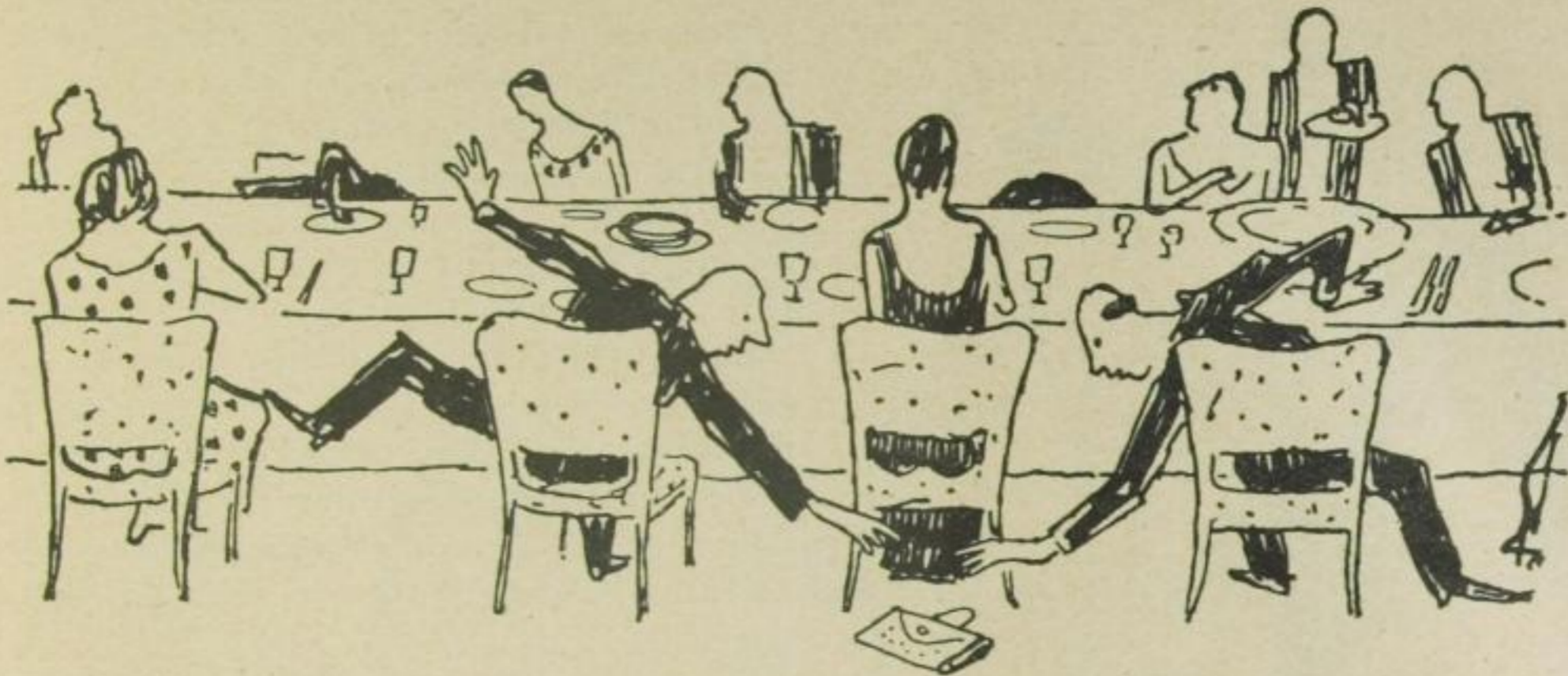
... es war so eine kleine weißseidene —“

„Ist es vielleicht die??“

Weg zurückfinden. Wenn nicht die verlorengegangenen, so doch die verlorengeglauten.



Nach der Kaffeegesellschaft



Wo läßt man die Handtaschen bei Tisch?

Sie rutschen zwischen Lehne und Sitz vom Stuhl herunter, und die Herren rutschen hinterher!

Die Handtasche einer Frau stellt nämlich meist nur einen ideellen und keinen reellen Wert dar. Taschendiebe haben längst eingesehen, daß hier nicht viel zu holen ist. Sie stehlen sie eigentlich nur noch aus sportlichem Ehrgeiz. Geld ist



„Ach, entschuldigen Sie, würden Sie mal aufstehen? Ich glaube, Sie sitzen auf meiner Handtasche.“



„Jetzt habe ich eine halbe Stunde lang Ihre Tasche gesudet, ich kann sie nirgends finden!“ – „Ach, wie lustig! Dabei habe ich sie die ganze Zeit unterm Arm.“

fast niemals zu finden. Bestenfalls ein Umtauschschein für Handschuhe.

Unschätzbar hingegen ist der abstrakte Wert. Der Blick in eine fremde Handtasche liefert alle Indiskretionen gratis. Wenn der Finder ein Mann ist, so lächelt er überlegen und schnuppert



Ein beliebtes Taschen-Depot ist
Männchens Jackett-Tasche:
„Gib doch eben mal meinen Puder!“

nur ein bißchen daran. Wenn eine Frau die Tasche findet, so liegen ängstlich gehütete Geheimnisse vor ihr ausgebreitet.

Der Handtascheninhalt ist nur mit Hilfe eines bestimmten Frauencodes zu verstehen.

Aha — doch roter Puder, und sie sagt immer, ihre frische Farbe hat sie von ihrer Großmutter her — und die Schneiderin wohnt in Pankow, Globusstr. 38 — und der Rahmen mit dem Bild — wer ist das nur, ich kenne den Mann doch von irgend woher? Und die Seidenprobe — natürlich wieder ein neues Kleid (der Mann hat nichts zu lachen!) — und der Briefumschlag mit der ausländischen Marke — Italien — ja, natürlich die Bekanntschaft aus Bozen!! Frau Emma Warnecke, Masseurin — interessant. — Johann Prezscezka, Pelze en gros — Lydia Malakoffka, Hellseherin, Sprech-

stunden Mo. Mi. So. 4—6 — Ein Zettel: „Mein Bote war schon dreimal bei Ihnen, um den Betrag von Mark 17.45 einzukassieren. Wenn ich das Geld bis Sonnabend nicht bekomme, sehe ich mich genötigt, Klage zu erheben. Achtungsvoll . . .“

Es gibt Taschen jeglichen Formats: riesengroße, große, kleine, winzige, gebauschte, gestreckte. Das Format hat nicht das geringste mit der Tatsache des dauernden Verlustes zu tun. Auch der beliebte Reißverschluß ist kein Schutz dagegen.

Es werden alljährlich soviel neue Patente angemeldet. Warum erfindet niemand eine magnetisch anhaftende Handtasche? Oder schicke Täschchen mit eingearbeitetem Bumerang?

Ada Niel



Doch das Allerschönste ist:
Wenn die gute Freundin bei der guten Freundin
ihre Handtasche vergißt.



Das obligate Bild eines Aufbruchs: „Tasche suchen“
„Schrecklich, wie sich die Männer anstellen, wenn sie einem die Tasche suchen sollen!“



In mancher Situation sind Sie wie mit Stricken gefesselt . . .

Was würden Sie tun, - wenn...

Es gibt im Leben Situationen, verzwickte, tragische, da versagt jede Lebenskunst, und das Temperament des einzelnen als auf tief-zu ziehen. Hier sind ein paar mehr oder minder die jedem täglich passieren könnten, und Sie würden, wenn . . .“ Da man in Zweifelsfällen würde, haben wir zugleich ein paar untereinander kommen lassen, die erklären, wie sie sich aus

Der erste Fall

. . . wenn Sie als verheirateter Mann auf einer Geschäftsreise sind und zufällig die flüchtige Bekanntschaft einer Frau machen, die alt genug ist, um das Leben zu kennen, und die Ihnen als ein ruhiger, harmonischer und anziehender Mensch erscheint. Und wenn diese Frau Ihnen am zweiten Tage zu verstehen gibt, daß sie unverheiratet ist, und daß Keuschheit auf Lebenszeit (dies ihre eignen Worte) ihr als kein erstrebenswertes Ideal vorkommt. Sie fügt hinzu, daß sie immer gehofft hat, mal einem Mann zu begegnen, der ihr so sympathisch wäre wie Sie und der ihren Standpunkt teilt. Kurz und gut, sie hat es in aller Ruhe und Logik auf Sie abgesehen.

Sie sind völlig verblüfft über die Situation, die sie da aus heiterm Himmel

Ein Sittenrichter- Spiel für unsere Tage

komische, völlig unerwartete oder auch verwickelte es kommt mehr auf das spontane Empfinden und gründige Überlegung an, um sich aus der Affäre alltägliche Fälle gesammelt worden, Situationen, werden aufgefordert, zu sagen, „was Sie tun immer gern weiß, was der andere dazu sagen gänzlich verschiedene Menschen zu Worte dem jeweiligen Dilemma herausretten würden.

über Sie heraufbeschworen hat. Gibt es da heraus einen Weg für Sie, den Sie später keinesfalls bereuen würden? Welcher wäre das?

Der zweite Fall

... wenn Sie Arzt sind, Krebspezialist, und einer Ihrer Patienten, zugleich ein naher Freund, unheilbar erkrankt ist. Er wird nach qualvollen Leiden zweifellos in Kürze sterben. Während Sie auf einer Reise sind, erreicht Sie ein Brief des Freundes, in dem er Ihnen mitteilt, er wisse, es gäbe keine Hoffnung mehr für ihn, und er würde sich deswegen an einem angegebenen Tage töten. Sie wissen, daß er die Wahrheit spricht, und daß der selbstgewählte Tod ihm unendliche Qualen ersparen wird.

Müßten Sie nun seine Familie benach-



... oder wie von fremden Händen festgehalten

Was würden Sie tun, . . .

richtigen und ihr von seiner Absicht Kenntnis geben, — oder sollten Sie besser nichts tun?

Der dritte Fall

. . . wenn Sie und Ihre Frau Besitzer eines abgelegenen Landhäuschens am See wären, wo nur einmal am Tage das Motorboot anlegt. Es sind nur zwei Zimmer vorhanden. Durch eine Verwechslung kommen die zwei geschiedenen Frauen Ihres Freundes Georg zum gleichen Wochenende bei Ihnen an. Um die Verlegenheit voll zu machen, fällt Ihnen auch Georg selber noch ins Haus, der erst die Situation erfährt, als das Motorboot längst wieder fort ist. Was nun? Es ist so regnerisch, daß keiner auf der Veranda schlafen kann, und Ihre Frau weigert sich, das enge Schlafzimmer mit den zwei Frauen zu teilen. Wie würden Sie alle unterbringen?

Der vierte Fall

. . . wenn Sie Apothekergehilfe wären, eine Frau und zwei kleine Kinder zu ernähren hätten und das folgende erlebten: Eines Tages blättern Sie alte Rezepte durch und stellen zu Ihrem Entsetzen fest, daß der mysteriöse Tod eines Mannes, der vor einem halben Jahr erfolgte, von Ihnen verschuldet worden sein muß, da Sie eine falsch dosierte Medizin für ihn hergestellt hatten. Sie waren niemals verdächtigt worden, und die Akten über den Todesfall sind längst geschlossen, nur auf der Witwe ruhte von vornherein ein unausgesprochener Verdacht. Müssen Sie nun bekennen, was Sie getan haben? Oder sollten Sie lieber mit der Zeit, die

ja alles auslöscht, Gras drüber wachsen lassen?

Der fünfte Fall

. . . wenn Sie als unverheiratete Frau das Kind eines Witwers — mit dessen Einverständnis — rechtlich adoptiert haben, weil er es nicht ernähren konnte. Jahre vergehen, Sie haben das Kind so lieb gewonnen und waren so für seine Zukunft besorgt, als wäre es Ihr eigenes. Aber mittlerweile haben sich Ihre Verhältnisse verschlechtert, und Sie können für das Kind nicht mehr so viel tun, wie Sie möchten. Der Vater des Kindes aber ist wohlhabend geworden und möchte sehr gern das Kind wieder zu sich nehmen. Sie wissen, so zärtlich Sie auch das Kind lieben, daß Sie ihm jetzt längst nicht das alles angedeihen lassen könnten, was der Vater kann. Sollen Sie das Kind nun aufgeben, obwohl es rechtlich Ihnen gehört und Sie unendliche Mühe und Liebe dran gewendet haben, es aufzuziehen?

Der sechste Fall

. . . wenn Sie eine junge, hübsche Tante hätten, nur wenige Jahre älter als Sie, die sich schon immer für soziale Reformen, Wohlfahrtsbestrebungen usw. eingesetzt hat. Sie geht aus ihrer Heimat, einer kleineren Mittelstadt, nach der Reichshauptstadt und berichtet nur von Zeit zu Zeit nach Haus, daß sie in der Wohlfahrtspflege tätig sei. Eines Tages geraten Sie in der Stadt, wo sie jetzt lebt, in eine Revue und entdecken unter den Choristinnen — Ihre Tante, die dort eine Tätigkeit entfaltet, die nur ganz großzügige Geister noch unter dem Begriff

Vergleichen Sie Ihre Entscheidung mit den

Was würden Sie tun, . . .

„Wohlfahrtsbestrebungen“ rubrizieren könnten. Sollten Sie sich nun ungeschen drücken, darüber schweigen und nach wie vor die Illusion aufrechterhalten, daß Sie an ihre soziale Tätigkeit in der Reichshauptstadt glauben? Oder sollten Sie sie vielmehr nach der Vorstellung aufsuchen, mit ihr ein Glas Wein trinken und ihr Komplimente über ihre zweifellos großartigen Aussichten bei der Bühne machen?

Der siebente Fall

. . . wenn Sie als Sekretärin von Ihrem Chef eingeladen werden, mit ihm das Wochenende irgendwo draußen am See zu verbringen. Sie haben ja gesagt, obwohl Sie wissen, daß er verheiratet ist. Einen Tag vorher erfahren Sie zufällig, daß seine Frau eine alte Bekannte von Ihnen ist. Worauf Sie Ihre Zusage zurücknehmen und ihm auch den Grund erklären. Er wird sehr ärgerlich und gibt Ihnen zu verstehen, daß Sie ihm zwar zugemutet hätten, selber zu schwindeln, Sie aber die edle Geste, nicht mitzumachen, vorzögen. Er behauptet, Sie wären schlimmer als er. Hat er recht?

Der achte Fall

. . . wenn Sie eine Mutter wären, die Wert darauf legt, ihre Kinder in jungen Jahren aufzuklären. Ihre beste Freundin aber, mit deren Kindern die Ihren viel verkehren, gibt ihren Kindern noch ganz altmodische Antworten auf die diesbezüglichen Fragen. Sie aber wollen Ihren Kindern die Wahrheit sagen. Gleichzeitig machen Sie sich klar, daß in ganz kurzer Zeit die Kinder ihren kleinen Freunden davon Mitteilung machen

werden, Sie also schuld sein würden, wenn deren Mutter als Lügnerin dasteht. Was werden Sie tun — Ihrer Ueberzeugung gemäß handeln, oder dem Beispiel Ihrer Freundin folgen?

Der neunte Fall

. . . wenn Sie als junger Mann mit gutem Ruf, aus vorzüglicher Familie sich auf einer Schiffsreise befinden und das folgende Erlebnis hätten: Unter den Passagieren, unter denen sich auch Studienkollegen und Freunde Ihrer Familie befinden, haben Sie sich mit einem jungen Mädchen mit einem süßen, unschuldigen Gesichtchen angefreundet und unterhalten sich des öfteren mit ihr. Eines Morgens begegnen Sie ihr, als Sie gerade vom Oberdeck kommen und sie hinauf will. Sie bittet Sie, doch das Buch, das sie bei sich hat, mit hinunterzunehmen und in ihre Kabine zu legen. Natürlich tun Sie ihr den Gefallen. Unterwegs stolpern Sie, das Buch fällt herunter, öffnet sich und eine Reihe höchst obszöner Postkarten fliegt heraus. Ringsherum stehen Ihre Bekannten männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich empört abwenden. Bevor Sie noch etwas erklären können, kommt die junge Dame dazu, und ihre Blicke flehen Sie an, zu schweigen. Müssen Sie nun darauf eingehen und somit als schwarzes Schaf dastehen, das seiner Familie Schande macht und zudem die sicher nicht ausbleibende Auseinandersetzung mit Ihren Bekannten auf sich nehmen? Oder sollten Sie das Vorkommnis auf diejenige Person abwälzen, die es verschuldet hat, also jenes anscheinend so engelsreine junge Mädchen mit dem sonderbaren Kunstgeschmack?

Vorschlägen von vier Lesern auf Seite 57

Was würden Sie tun, . . .

Der zehnte Fall

. . . wenn Sie der ältere Bruder einer sehr modernen jungen Dame wären, die sich in einem Internat befindet und deren Benehmen für gewöhnlich untadelig ist. Aber sie liebt extravagante Situationen und tut alles eher, als ihnen aus dem Wege zu gehen. Da Ihre Eltern auf Reisen sind, fühlen Sie sich doppelt verantwortlich und sind sehr beunruhigt, als Sie erfahren, daß sie bei Ausgängen über die Zeit fortbleibt, auch abends sich fortstiehlt usw. Auch fürchten Sie für ihre ziemlich zarte Gesundheit. Der sicherste Weg wäre nun, die Schulleitung zu bitten, ihr weniger Urlaub zu gewähren, aber andererseits fürchten Sie, Ihre Schwester dadurch zu stark zu kompromittieren, jedenfalls könnten Mißverständnisse entstehen. Was sollten Sie tun?

Der elfte Fall

. . . wenn Sie als Geschäftsmann in hoher, verantwortlicher Stellung vor ganz kurzem ungeachtet einer bestehenden Preiskonvention die Preise herabgesetzt haben und beim Jahresbericht Ihrer Gesellschaft einen ungünstigen Posten retuschiert haben. Gleichzeitig sind Sie einflußreiches Mitglied eines Klubs Ihrer Stadt und wohnen kurze Zeit darauf einer Ausschusssitzung bei, die darüber zu bestimmen hat, ob ein Mitglied wegen unfairen Spiels ausgestoßen werden soll. Die Meinungen sind geteilt, Ihre Stimme wird entscheiden. Wie sollten Sie stimmen?

Der zwölfte Fall

. . . wenn Sie eine Frau wären, die sich wiederholter Untreue in der Ehe schuldig gemacht hat. Ihr Mann besteht auf der Scheidung. Sie haben ein einziges noch sehr kleines Kind, das Ihr Mann ganz besonders liebt. Schiebt der Mann Ihnen die Schuld zu (was er leicht könnte), so behalten Sie höchstwahrscheinlich das Kind nicht. Trotzdem ist Ihr Mann gewillt, als Kavalier die Schuld auf sich zu nehmen. Dürfen Sie auf diese Generosität eingehen, wenn ihm damit auch das Recht auf das Kind genommen würde?

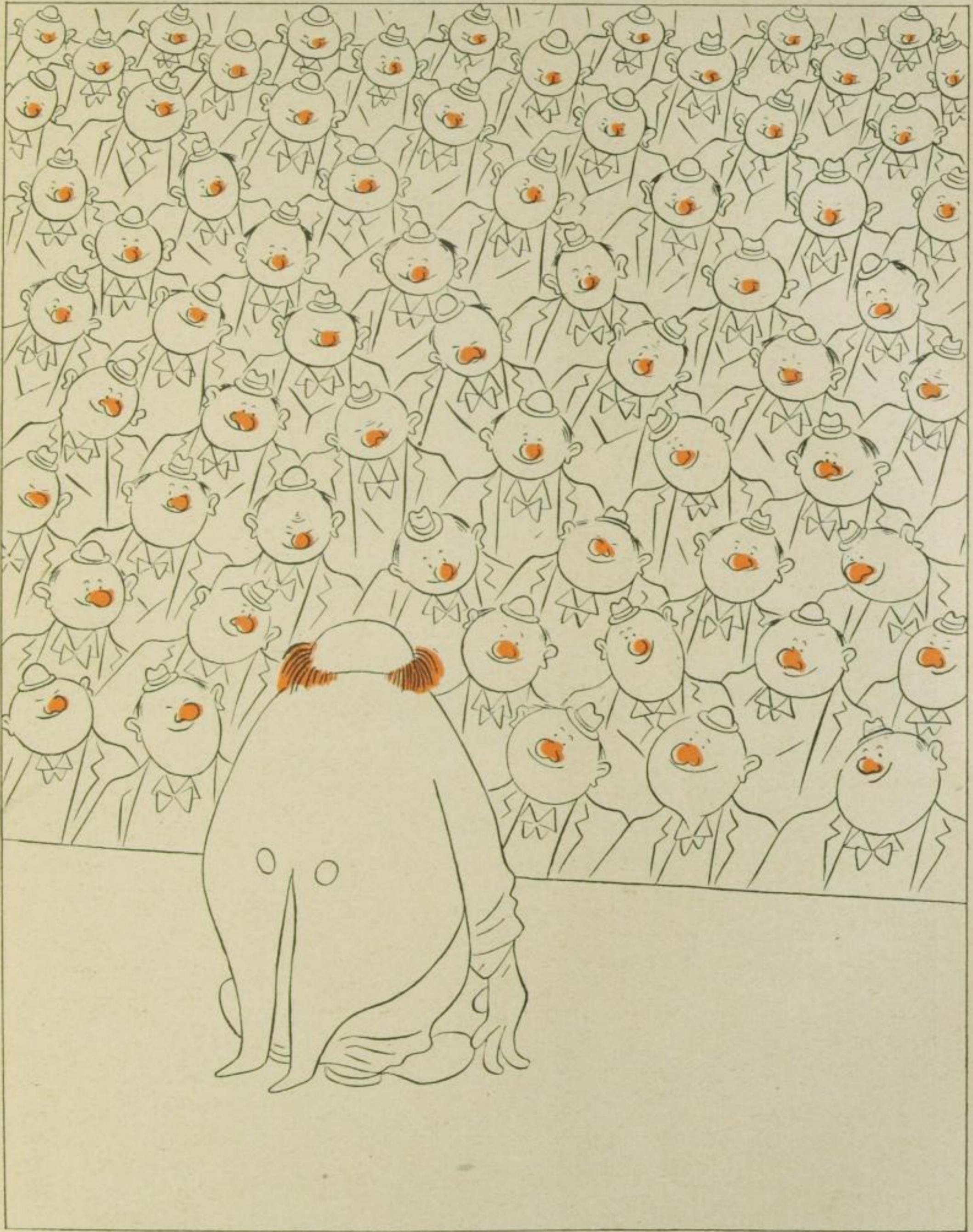
Der dreizehnte Fall

. . . wenn Sie über eine der hier angeführten Streitfragen mit Ihrem besten Freund in eine starke Meinungsverschiedenheit geraten würden? Die Freundschaft mit ihm ist Ihnen ungeheuer wertvoll. Aus dem Meinungswechsel entsteht ein heftiger Streit, in dessen Verlauf Ihr Freund Sie beschuldigt, Ihr Standpunkt sei unmoralisch. Schließlich arten die Beschuldigungen so aus, daß Sie einsehen, Ihre Beziehung ist ernstlich gefährdet, wenn Sie nicht einlenken und zugeben, er — oder sie — sei im Recht. Sollten Sie das tun?

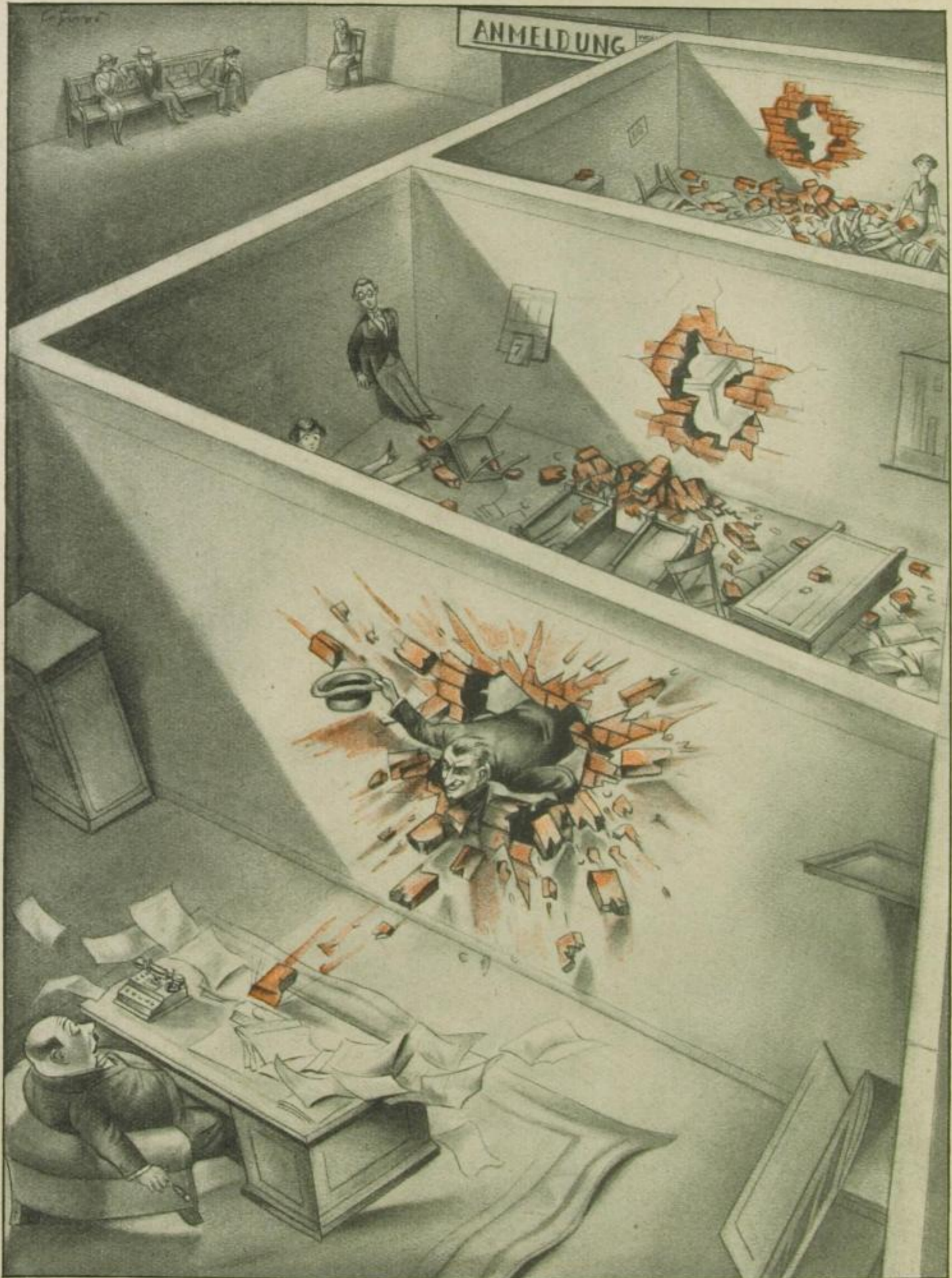
Der vierzehnte Fall

Welche der hier angeführten Situationen wäre geeignet, solche Meinungsverschiedenheit heraufzubeschwören?

Vergleichen Sie Ihre Entscheidung mit den Vorschlägen von vier Lesern auf Seite 57



Wie der Dumme August das Publikum sieht
Zeichnung von Horst von Moellendorf



„. . . ich muß Sie sprechen, Herr Direktor . . .“

Zeichnung von Ch. Girod

Ich würde folgendes tun, wenn...

Wir haben vier verschiedene Leute, die wir der Einfachheit halber A, B, C und D nennen, gefragt, was sie in den verschiedenen schwierigen Situationen, die wir auf den Seiten 50–54 schilderten, tun würden. Hier teilen wir ihre Antworten mit; sie sind kein Muster, sondern sollen nur als Anregung dienen und zur Diskussion reizen. Wir nehmen an, daß Sie noch auf ganz andere Auswege aus den verschiedenen Sackgassen kommen werden.

1.

... wenn ich der Mann auf der Reise wäre.

- A. Bin ich glücklich in meiner Ehe — nicht bloß sosolala, sondern recht-schaffen glücklich —, so wird mein Interesse nur platonisch sein. Steht die Ehe auf schwankendem Boden, so werde ich der Reisebekanntschaft recht geben und später mit Freude auf das Erlebnis zurückblicken.
- B. Ich würde die Sache in der Unterhaltung hinziehen und dann die erste beste Gelegenheit ergreifen, um zu verduften.
- C. Komplikationen würde ich vermeiden, aber sonst alles mitnehmen, was möglich ist.
- D. Ich würde ihr die Bilder meiner drei Kinder zeigen, meinen Hut nehmen und verschwinden.

2.

... wenn ich der befreundete Arzt wäre.

- A. Nichts tun — allerdings wäre zu bedenken, ob vielleicht das Einkommen der Familie von seinem Leben abhängig war. Dann könnte diese natürlich später Vorwürfe erheben.
- B. Nichts tun und mich später um die Witwe kümmern.

C. Nichts. Der Entschluß, Selbstmord zu begehen, ist Privatsache des Patienten und sicherlich hier der beste Ausweg.

D. Da gibt es kein Besinnen. Der Familie nichts sagen, aber den Freund noch einmal aufsuchen, oder ihm telegrafieren, daß man ihn völlig versteht und seiner mit Herzlichkeit gedenkt.

3.

... wenn ich der Besitzer des Landhauses wäre.

- A. Der Freund Georg schläft im Schlafzimmer auf der Erde. Die zwei Damen im zweiten Zimmer. Dabei würde keiner ein Auge schließen. Ich würde mich mit meiner Frau die ganze Nacht darüber kabbeln, wer an der Datenverwechslung schuld ist. Der Freund Georg würde sich über uns beide wütend ärgern und deshalb nicht schlafen — und die zwei geschiedenen Frauen würden die ganze Nacht auf uns beide und Georg schimpfen!
- B. Die zwei Geschiedenen ins Bootshaus stecken und die Dinge ihren Lauf nehmen lassen.
- C. Den Mann mit seinen zwei geschiedenen Frauen zusammen schlafen lassen.

- D. Ich würde mit allen zusammen die Nacht über Karten spielen oder das Spiel „Was würden Sie tun, wenn ...“

4

... wenn ich der Apotheker-Gehilfe wäre.

- A. Gras darüber wachsen lassen. Durch ein Geständnis würde nur Schaden angerichtet. Man kann auch so der Witwe beistehen, das Gerücht bekämpfen, bei jeder Gelegenheit für sie eintreten. Die Aussicht, eine ganze Familie mit einem Bekenntnis zu ruinieren, ist ausschlaggebend. Die Gewissensbisse wären eben die gerechte Strafe.
- B. Die Wahrheit bekennen, weil sonst die seelische Last zu groß wäre.
- C. Ich würde vortreten und die Schuld eingestehen, damit der Verdacht gegen die Witwe aus der Welt ist.
- D. Ich würde eine Lebensversicherung abschließen, ein Geständnis ablegen und mich erschießen.

5.

... wenn ich die Frau wäre, die das Kind adoptierte.

- A. Ich würde den Vater heiraten. Wenn er das Kind wirklich liebt, tut er das. Sonst macht er sich eben nicht so viel aus ihm, und dann kann ich ruhig das Kind behalten.
- B. Ich überließe ihm sofort das Kind; denn das wichtigste ist, daß für das Kind gut gesorgt ist. Die Bindung mit der Mutter braucht deshalb ja nicht gleich zerstört zu werden.
- C. Ich würde das Kind nicht aufgeben. Das, was der Vater ihm jetzt bieten könnte, wiegt nicht die enge mütterliche Bindung auf zwischen mir und dem Kinde. Und wenn der Vater will, kann er es auch so unterstützen.
- D. Das ist kein Dilemma. Ist der Vater ein vernünftiger Mensch, so läßt sich eine Einigung erzielen.

6.

... wenn ich der Nefie der Revueschauspielerin wäre.

- A. Ich würde sie aufsuchen und ihr erzählen, sie sei die größte Attraktion des Abends.
- B. Sie zum Essen einladen. Ihr Komplimente machen und sie beim Sekt vorsichtig warnen.
- C. Mich aus dem Staube machen und den Mund halten.
- D. Ich würde eine Flasche Wein mit ihr trinken und mich gemeinsam mit ihr über die ganze Geschichte amüsieren.

7.

... wenn ich die Stenotypistin mit dem verpatzten Wochenende wäre.

- A. Man geht überhaupt mit seinem Chef nicht auf einen solchen Ausflug. Hab ich aber einmal ja gesagt, muß ich auch dabei bleiben. Der Mann hat insofern recht, als die Sekretärin sich mit einer einfachen Ausrede hätte begnügen müssen, statt ihn doppelt zu kränken und auch noch den Grund ihrer Absage zu nennen.
- B. Nein, er darf keinesfalls deswegen eine Szene machen, so was schluckt man.
- C. Sicher betrügt es sich angenehmer, wenn man die Frau nicht kennt. Hab ich aber mal ja gesagt, kann ich es dann nicht zurücknehmen.
- D. Nein. Und wenn es auch vielleicht logisch ist, was er sagt — sie hat recht, daß sie keine Komplikationen wünscht.

8.

... wenn ich die Mutter wäre.

- A. Meiner Ueberzeugung folgen, aber mich erst einmal mit der Freundin unterhalten und versuchen, mit ihr eine Verständigung zu erzielen.
- B. Folgen Sie Ihrer Ueberzeugung, aber seien Sie sicher, hier nichts mehr verhindern zu können, weil sich die Kinder längst vorher miteinander darüber verständigt haben.

- C. Tun, was ich für richtig halte. Die Freundin tut ihren Kindern einen schlechten Dienst, und warum sollen meine eigenen Kinder darunter leiden?
- D. Ich würde nach meiner Ueberzeugung handeln, aber hinzufügen, daß Kinder dergleichen nicht untereinander zu besprechen brauchen, sondern lieber mit der Mutter. Damit verhütet man vielleicht, daß die Kinder sich untereinander „aufklären“.

9.

... wenn ich der junge Mann in der peinlichen Situation wäre.

- A. Warum sich genieren? Ich würde ein paar harmlose Späße darüber machen. Sicherlich kommen nachher einige Leute zu mir und wollen die Bilder ansehen.
- B. Schweigen, das muß ich dann schon auf mich nehmen. Wenn ich mit so etwas nicht fertig werden kann, ist es nicht schade um mich. Die Bekanntschaft mit dem Mädchen würde ich aufgeben.
- C. Ich muß schweigen und muß Kavalier sein. Eventuell könnte ich sagen, es sei nicht mein Buch.
- D. Ich würde mich still verhalten, wenigstens so lange, bis eine Gelegenheit da ist, mit der Dame zu sprechen.

10.

... wenn ich der Bruder des leichtsinnigen Mädchens wäre.

- A. Dauernd die Schwester beschäftigen, sie möglichst oft auf ihren Ausgängen begleiten.
- B. Ernsthaft mit ihr sprechen, und dann die Angelegenheit sich selber überlassen.
- C. Mich möglichst intensiv um die Schwester kümmern und vielleicht veranlassen, daß Tante Marie sich ihrer annimmt, bis die Eltern zurückkehren.
- D. Der Bruder soll sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Die Gesundheit der Schwester ist nicht halb

so gefährdet wie ihr Ruf und ihre Stellung an der Schule, wenn er dort etwas darüber verlauten ließe.

11.

... wenn ich der fragwürdige Geschäftsmann wäre.

- A. Für mich bliebe nur Stimmhaltung übrig.
- B. Aber sicher stimmt der gegen ihn, der alte Schwindler!
- C. Man müßte die Ausschließung des Klubmitgliedes veranlassen. Die Tatsache, daß man selber ein Schwindler ist, ist kein Grund dafür, einen anderen weiter schwindeln zu lassen.
- D. Ich würde ihn ausschließen und dann selbst zurücktreten. Aber das letzte werden die wenigsten tun.

12.

... wenn ich die schuldige Frau wäre.

- A. Sicherlich. Ich könnte mich ja nach der Scheidung ebenso generös zeigen und ihm jederzeit das Kind zur Verfügung stellen.
- B. Ja, das könnte ich annehmen. Für einen Mann ist es völlig unerheblich, ob er die Schuld auf sich nimmt.
- C. Die Frau soll ruhig dem Mann die Schuld zuschieben. Sie kann ja eine Abmachung mit ihm treffen, daß er das Kind so oft sehen kann, wie er will.
- D. Nein.

13.

... wenn ich einer der streitenden Freunde wäre.

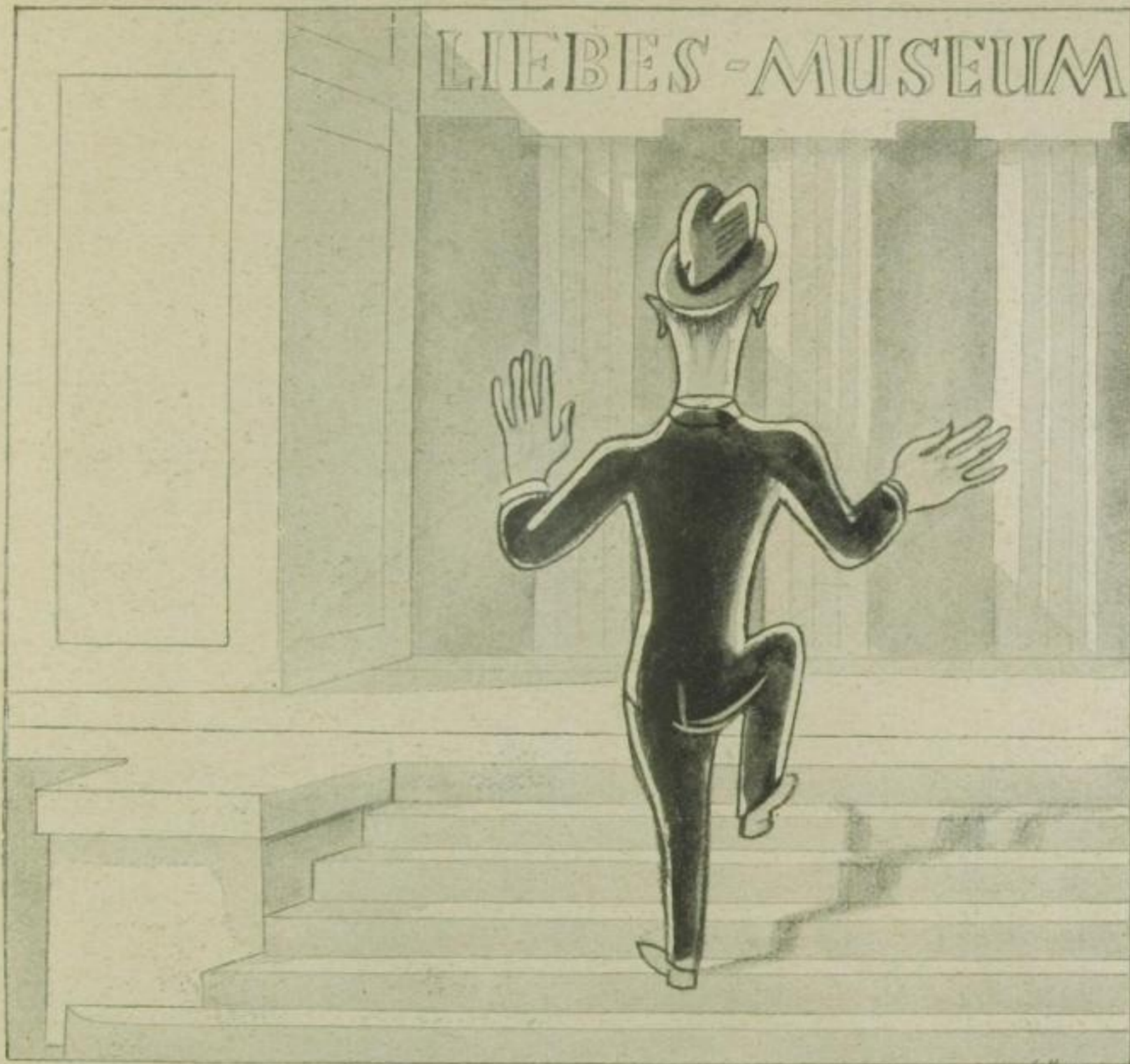
- A. Nein, diesen Freund würde ich doch eines Tages verlieren.
- B. Einlenken.
- C. Diese Fragen sind nicht wichtig genug, um deswegen eine Freundschaft zu opfern.
- D. Eine Freundschaft wird wegen solch einer Angelegenheit nicht in die Brüche gehen.

14.

Das ist Geschmacksache!



Frauen, die sich nicht verstehen
Aufnahme Senkpiel



Zeichnung von Löwen

Im Liebesmuseum

Acht Zeichner des „Uhu“ machen Vorschläge für ein Museum,
das es noch nicht gibt

Der große französische Dichter Charles Baudelaire beklagte, daß es so viele Museen gibt, für die sich kein Mensch interessiert, aber kein Museum der Liebe. „Manches Mal“, schrieb er, „habe ich mich bei dem Wunsche ertappt, der Dichter, der Kunstfreund, der Philosoph möchten sich dem Genusse eines Museums der Liebe hingeben können, darin alles seine Stelle hätte . . . In dieser Riesenausstellung denke ich mir die Schönheit und die Liebe aller Himmelsstriche durch die ersten Künstler zum Ausdruck gebracht.“ Der „Uhu“ hat diese Anregung aufgegriffen — freilich in einem etwas anderen Sinne, als der französische Lyriker und Schöngeist vor gut einem halben Jahrhundert sich dachte — und seine Zeichner aufgefordert, Vorschläge für die Einrichtung dieses merkwürdigen Museums zu machen.

Ein Museum der Liebe! Wie könnte man hier wichtigste Erfahrungen der Liebe aufspeichern! Man könnte die Erfahrungen bedeutender Menschen dar-

stellen, ihre Aussprüche in Plakatform von den Wänden sprechen lassen, Filme müßten zu sehen sein, die kleine Lebensausschnitte großer Leute in Liebesnöten



Ein Nebensaal im Liebesmuseum, der im Baedeker einen * hat:
Kleine Erinnerungen an große Lieben, ausgestattet von Abeking



Ein unbegreiflicher Wunsch unseres Zeichners Barlog:
„Ich möchte im Liebesmuseum alle meine alten Bräute treffen . . .“

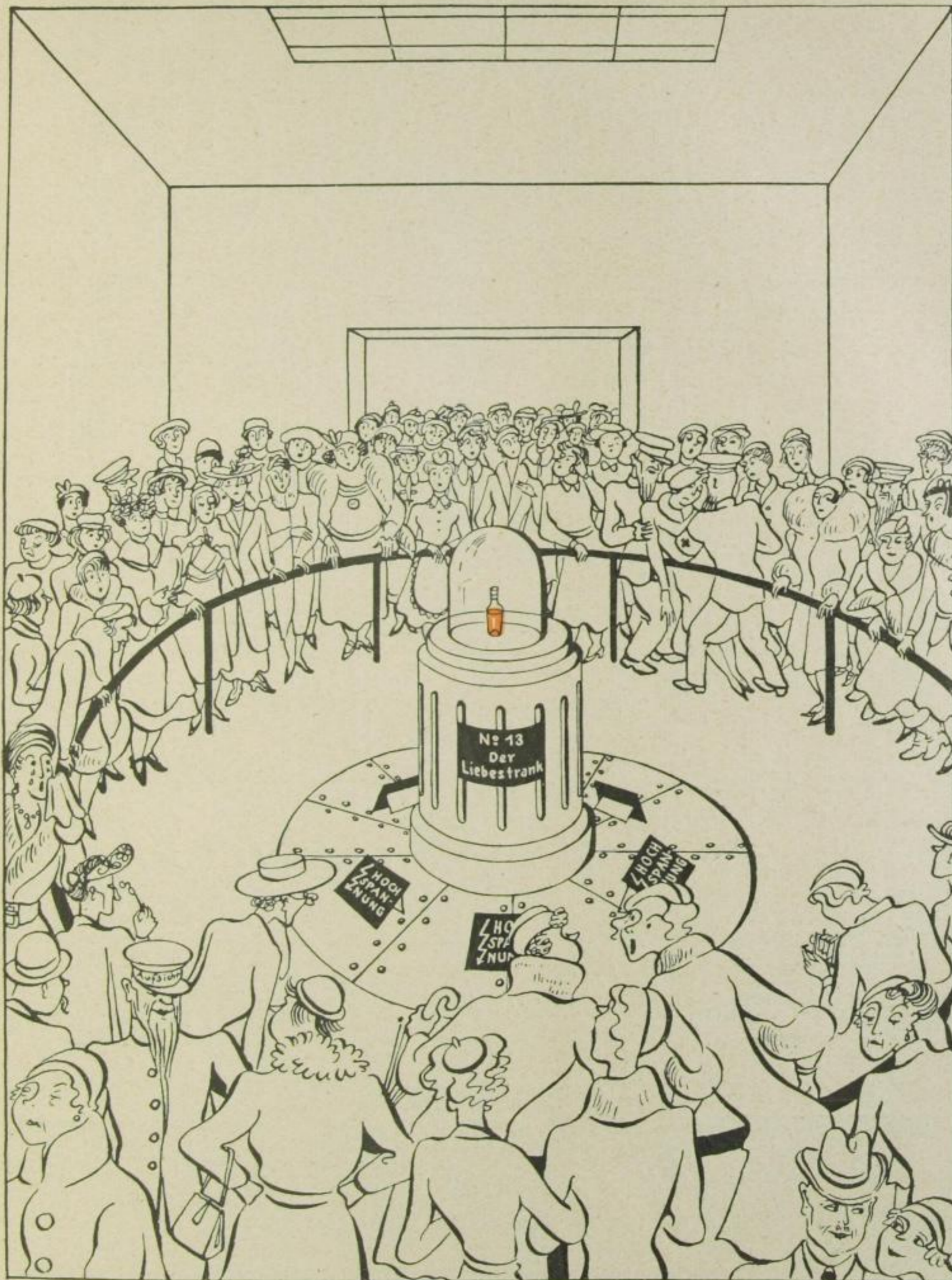


Gegenstände aus der Abteilung „Was sie liebten“ (Anfang des 20. Jahrhunderts)

Leihgabe von George Grosz

veranschaulichten. Anfänger und Laien, die wir alle sind, könnten wir aus einem Schatz von Erfahrungen und aus

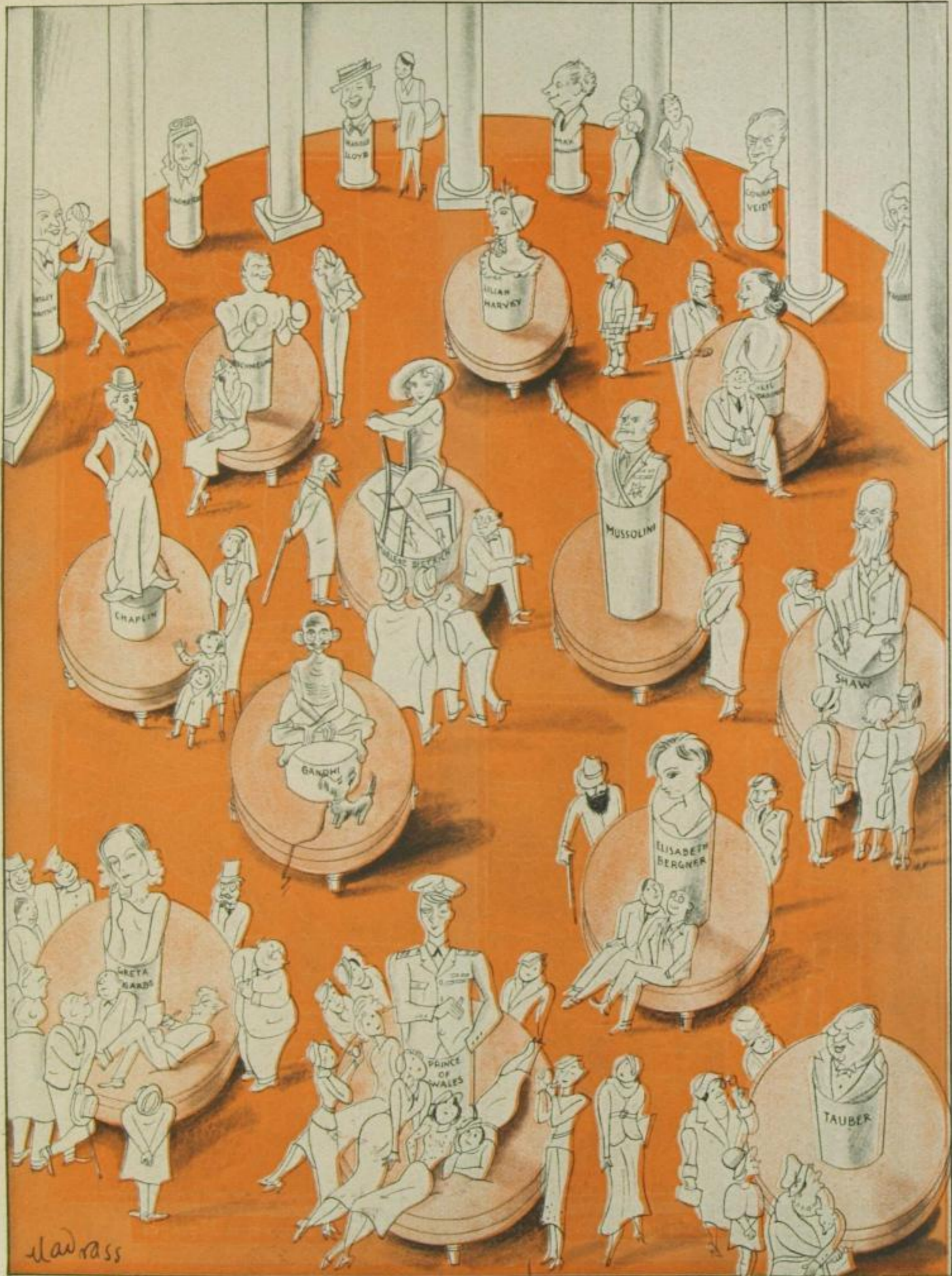
der lebendigsten Anschauung schöpfen. Warum sollen wir immer wieder selber von vorn das Problem lösen? Warum



Die Hauptattraktion im Liebesmuseum:
 Der Saal mit dem berühmten, allein editen Original-Liebestrank
 Eine Stiftung von W. v. Dreesen



Was ich im Liebesmuseum zur Warnung von heiratslustigen Liebesleuten zeigen würde:
 Auffallende Ähnlichkeiten zwischen Müttern und Töchtern
 „Hör mal, Mausi, du mußt mich unbedingt nächstens deiner Mutter vorstellen.“
 Vorschlag von Fritz Eichenberg



Die aktuelle Abteilung im Liebesmuseum: „Neue Meister des Sex appeal“

Die Büsten in diesem Saal werden jeden Monatsersten ausgewechselt

Entwurf von Madrass



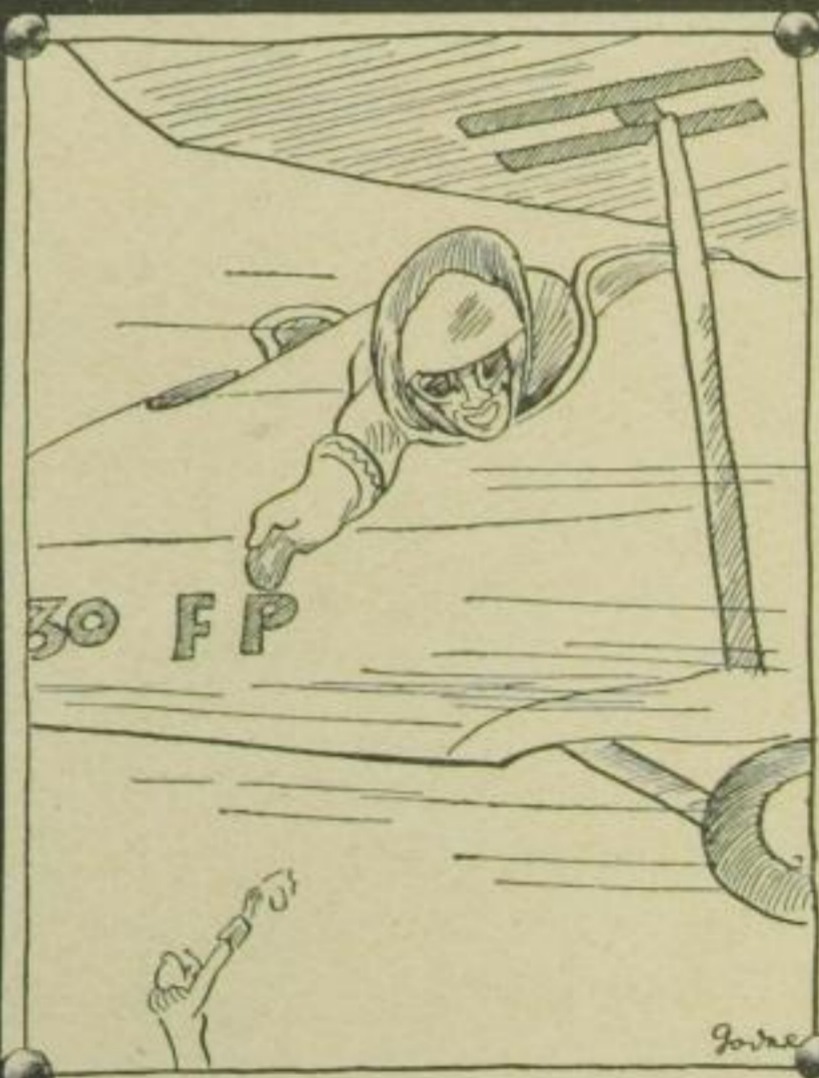
Ich gehe auf die Jagd



Ich ziehe in den Krieg

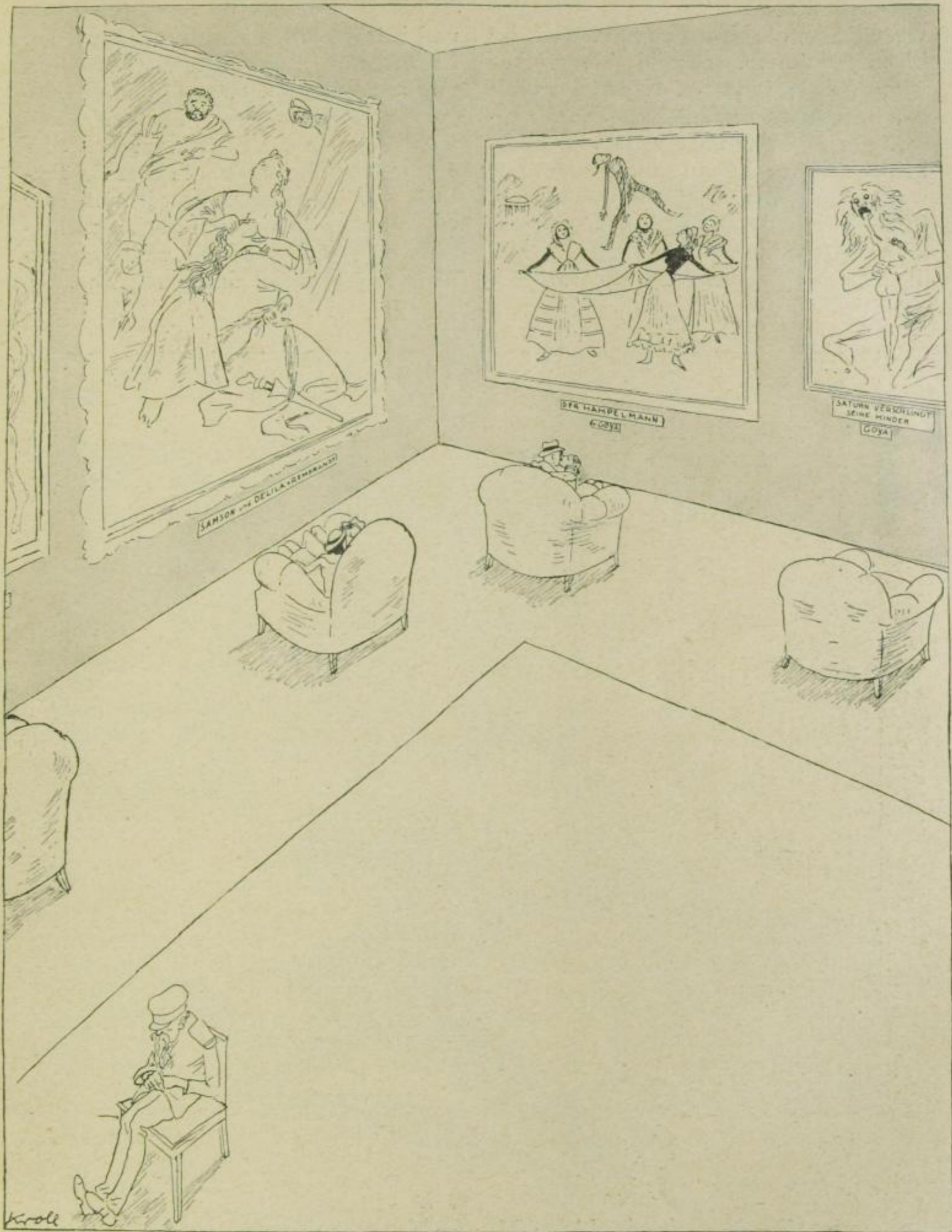


Ich habe eine dringende Sitzung



Ich fliege zum Nordpol

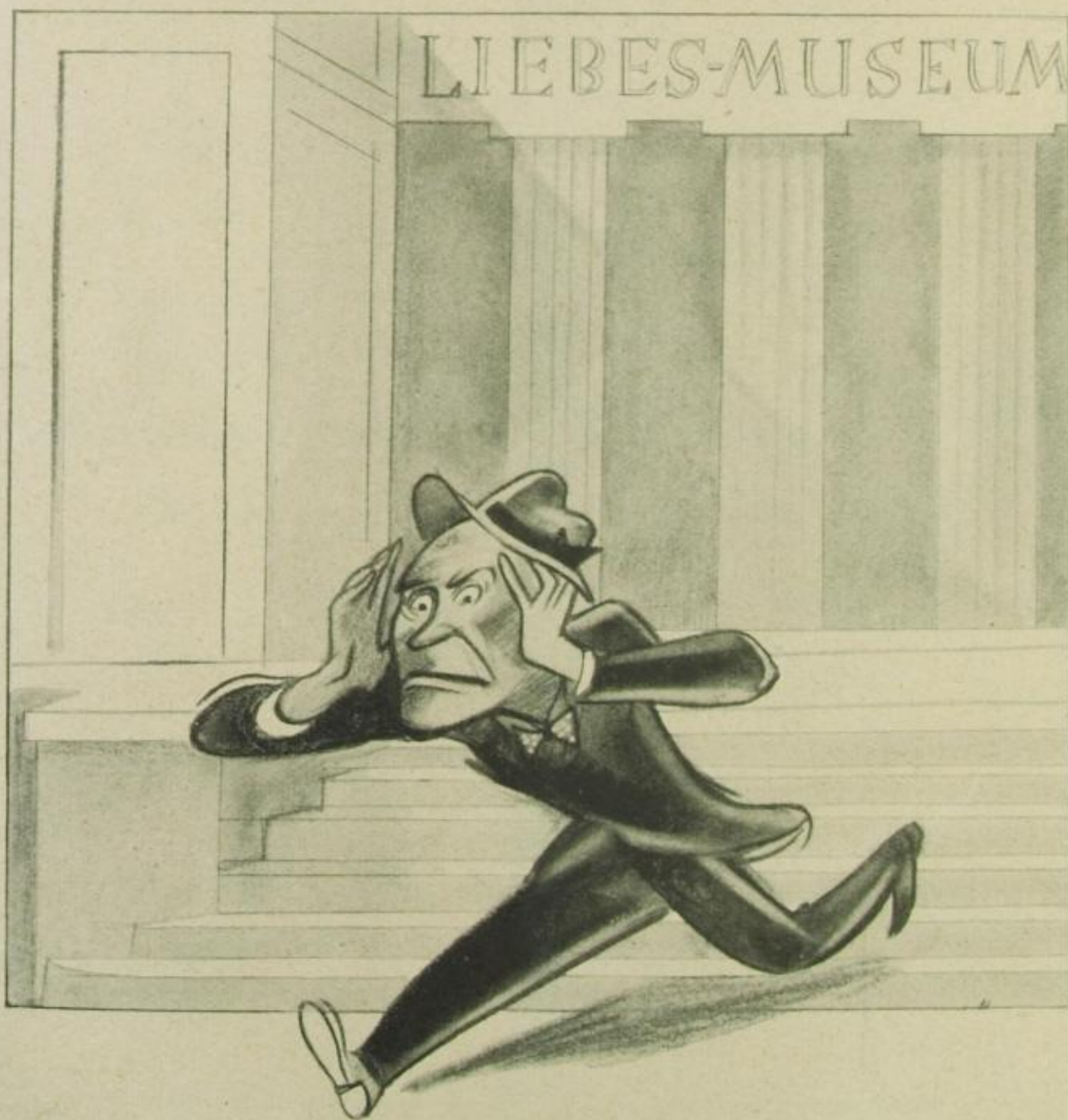
Ein Schaukasten im Liebesmuseum zur Aufklärung für die Damenwelt:
Beliebte Ausreden der Männer seit Adam, um die Frau allein zu lassen
Gezeichnet von Godal



Verirrte in der Galerie der Liebesverirrungen
Entwurf von Kroll

verschlingen die Menschen immer wieder Liebesgeschichten, obwohl sie vorher wissen, daß nichts weiter geschieht, als daß das glückliche Ende vom Dichter gewaltsam herbeigeführt wurde. Ehrlichkeit müßte vor allem in diesem Museum walten, und Wahrheit. Man müßte beim Pförtner nur sein Problem anzugeben brauchen, und er müßte einem einfach die Katalog-Nummer zur instruktiven

und beispielhaften Besichtigung nennen. Etwa: Erna ist ohne Grund eifersüchtig und will mich mit einer Dame im Café gesehen haben — —. Und der Mann weist dann in der Registratur entweder einen Liebesroman nach, in dem ein ähnlicher Fall beschrieben worden ist, oder er verweist einen in den Saal, wo sämtliche Eifersuchtprobleme und ihre Behandlung plastisch dargestellt sind.



Der Herr, der das Liebes-Museum gründlich durchstöbert hat
Zeichnung von Löwen

Oskar Maria Graf:

Xaverl

kriegt sein

Spaziertranklerl

Eine Geschichte vom Starnberger See

Beim Wagner Pfeifer von Bolwang waren zwei Brüder, der ältere namens Josef, und der jüngere, der Xaverl. Sie kamen alle zwei heil vom Krieg zurück, das heißt, verwundet waren sie schon, der eine durch einen Armschuß rechts und einen Bajonettstich in den linken Oberschenkel, der andere hat zwei Finger verloren und einen Schuß in die Hüftgegend hineinkommen, aber alles vernarbte und hinterließ keinen weiteren Schaden. Anno 1919 verstarb der alte Wagner Pfeifer. Wittiber war er schon seit drei Jahren. Haus und Wagnerei fielen dem älteren Sohn zu. Der Xaverl bekam sein hinausgemachtes Geld, neuntausend bare Mark, die er als gevivter Mensch in der Inflationszeit in Dollars anlegte, so daß er nicht einen Pfennig verlor. Er legte das Geld dazumal nicht in irgendeiner unsicheren Bank an. Er behielt es verschwiegen in seinem Kommodkasten daheim. Jede Nacht, bevor er ins Bett stieg, nahm er das feuersichere Geld-

kasterl aus der Schublade, sperrte es auf und zählte seine amerikanischen Scheine.

Außer diesem Vermögen hatte sich der Xaverl auch noch auf Lebenszeit eine Kammer im Haus ausbedungen und jährlich zwei Klafter Holz. Auch darüber gab es bei den Brüdern nichts zu streiten. Der ältere, der Sepp, unterschrieb diese notarielle Abmachung ohne Einwendungen. Er konnte es auch leicht machen. Die Wagnerei in Bolwang war weit und breit die einzige. In dieser Bauerngegend gab es jahraus, jahrein Arbeit eine ganze Masse. Acht Tagwerk Wiesengrund, viere an schlagbarem Holz, eine leicht zu bewältigende Oekonomie mit drei Kühen, einem Roß und vier Säuen gehörten zum Haus, und nach dem Tod vom Pfeifer fanden die Brüder nicht weniger als vierzehntausend Mark Goldgeld im wackligen Glasschrank der einstigen Eheammer. Schulden lagen ebenfalls keine auf dem Anwesen.

Wo keine Not ist, kommen alle Menschen gut aus. Geruhig lebten die zwei

Brüder zusammen. Einer wie der andere hatte die Wagnerei erlernt, einer wie der andere verstand die Bauernarbeit, jeder war fleißig und sparsam — wie konnte da was fehlen!

Einmal nach Feierabend hockten die zwei pfeifenrauchend beisammen. Die Dirn, die schon seit Vaters Zeiten im Dienst war, hatte sich ins Bett begeben. Draußen vor den Fenstern finsterte eine starre, windlose Winternacht. Im umfänglichen Kachelofen knatterten die dicken Buchenscheite. Der Sepp lag schräg und faul in der Nische der Ofenbank, der Xaverl saß vorne am Tisch, unter der elektrischen Lampe, und las gleichgültig im „Hatzefinger Anzeiger“. Die Pendeluhr tickte gemächlich, der gelbbraune Spitz schlief langhingestreckt in der Ecke. Nur sein unruhiges Schnauben und das leise Pfeifenschmauchen der Brüder füllten die heimelige Stube. Eine lange Weile verlief stockstumm.

„Xaverl“, sagte endlich der Sepp, ohne seine Pfeife aus dem Maulwinkel zu nehmen: „I glaab (glaube), jetzt hob i a richtige gfuna (gefunden) . . .“ Er richtete sich dös'ig halb auf mit dem Oberkörper und schaute auf seinen Bruder: „I glaab, i pack's mit'm Heiratn . . .“ Er machte dabei ein leicht verlegenes Gesicht und lachte ein wenig.

„So“, meinte der Xaverl und hob sein Gesicht am Tisch vorne: „So! . . . Was für oane (eine) is's denn nacha?“

Der hagere Sepp kratzte sich an der Schläfe, grinste wiederum und antwortete zögernd: „D' Rosl beim Schlemmer z' Kerglfing . . .“ Er hatte das Gesicht gesenkt, offenbar weil er selber einsah, daß mit der Kellnerin vom Schlemmer kein großer Staat zu machen war.

„D' Rosl . . .?“ fragte der Xaverl gleicherweise und setzte interessierter dazu: „Ja, wia bist d' denn jetzt grad auf dö kemma (gekommen)?“ Von unten herauf, gleichsam über seine buschigen Augenbrauen hinweg, lugte der Sepp nach ihm und zuckte mit seinen eckigen Achseln: „Ja, mei! . . . Aa (auch) hoit (halt)!“

Etliche Sekunden stockten die zwei einander an. Alsdann sagte der Xaverl fast beiläufig: „Ja, no, du muaßt es ja wiss'n! Mi' geht ja dös weiter nix o (an) . . . Wen wuist (willst) d' denn nacha heiratn?“

„Tja mei . . . I hob gmoant an Fröhah-johr“, gab der Sepp zurück und richtete sich ganz auf. Er streckte und reckte sich und ging ins Bett.

Der Xaverl saß noch eine Weile da. Interesselos überflog er immer wieder die Zeitung und schien dabei allerhand Gedanken nachzuhängen. Seine Augen wurden mitunter gläsern starr, er fuhr mit der Hand drüber, und sie bewegten sich wieder. Er flatzte sich breit in den Tisch, sog und sog an seiner Pfeife, blies den Rauch gemächlich durch die Lippen und überschaute ein um das andere Mal die warme, altgewohnte Stube ungefähr so wie: „Die längste Zeit ist's gemütlich gewesen bei uns. Weiß der Teufel, was jetzt draus wird.“ Er war gar kein Weiberfeind, der Xaverl. Er nahm's auch seinem Bruder nicht übel, daß er heiraten wollte, obgleich die Schlemmerkellnerin grad nicht den besten Ruf hatte und seiner Meinung nach schlecht herpaßte ins Wagnerhaus, aber er war immerhin schon ein Mann von siebenunddreißig Jahren und wollte seine Gewohnheiten nicht mehr ändern.

*

Im Frühjahr heiratete der Sepp seine Rosl. Er scherte sich nichts drum, was die Leute in der Pfarrei zusammenredeten. Ihn focht's auch nicht an, daß seine Hochzeiterin nichts weiter ins Haus brachte als ein lumpiges Bett, einen Kasten und ein bißl Leibwäsche. Die Rosl war ein rasses Weibsbild, alle Mannsbilder hatten ein heimliches Aug' auf sie, und das Gemunkel und Getuschel war ja doch bloß Neid.

Lustig verlief die Hochzeit beim Schlemmer in Kerglfing. Bis in den grauen, bereiften Morgen hinein tanzten die Gäste, viele hatten einen Brandrausch, und das Geplärr und Juhu-

schreien ließ keinen Menschen im weitläufigen Pfarrdorf schlafen. —

Das Leben im Wagnerhaus von Bolwang änderte sich eigentlich nicht viel durch diese Heirat. Es war jetzt bloß ein wenig geweckter und lustiger. Die ehemalige Kellnerin Rosl war ja schließlich doch von einem Kleinhäusler die Tochter und verstand was vom Vieh und Feld, noch mehr vom Hauswesen und war umsichtig, sauber und nicht so altmodisch verstockt wie die meisten Bauernweiber in der Umgegend. Sie ging städtisch gekleidet, aber doch nicht so, daß sie zu arg abstach von den anderen Leuten. Etwas Adrettes war an ihr, das sofort einnahm. Mit jedem Menschen war sie freundlich und wußte bei jeder Gelegenheit, was sich gehörte. Der Sepp war nicht wenig stolz auf sie, und die Pfarrei bekam nach und nach Respekt vor ihr. Auch der Xaverl konnte nichts Abträgliches von ihr aussagen, wenn ihn ein Nachbar oder Tarockpartner in der Wirtschaft fragte.

„Na“, mußte er stets zugeben. „Na! Jetzt i kunnt (könnte) mi eigentli it beklogn über d' Rosl . . . Kocha tuat's guat, mei Gewand flickt's mir und mei Wasch' wascht's mit . . . No ja, gnau is's s' (ist sie) a bißl, aba no, dös is' hoit (halt) jetzt an O'fang (Anfang) . . .“

„Soso, recht gnau is? . . . Recht ausdipfit (vorteilbedacht) . . .?“ fiel da beispielsweise der Weber von Bolwang einmal ein, dessen Weib als erzschlampige Person weitum bekannt war.

„Jaja, dös scho! Aba mei', dös tuat ja mir weiter it weh . . . Dös is ja ihra Sach!“ antwortete der Xaverl. Er war sein eigener Herr. Was kümmerten ihn andere Leute, solange sie ihm nichts in den Weg legten!

Freilich, sein älterer Bruder war ein rechter Heimhocker seit seiner Verheiratung geworden. In den Wirtschaften sah man ihn höchst selten. Auch sonst machte sich bei ihm eine elendige Pfennigfuchseriei bemerkbar, natürlicherweise bloß da, wo er was herzugeben hatte. Für sich und seine Rosl war ihm

nichts zu teuer. Er kaufte sich im Lauf der Zeit ein Motorrad und machte jeden Sonntag große Touren mit ihr. Zu seinen drei Kühen nahm er eine vierte dazu, und eine Milchzentrifuge schaffte er sich an, zehn Bienenstöcke erhandelte er bei einer Versteigerung des Greindlanwesens in Datzendorf, Kataloge großer Möbelfirmen ließ er sich schicken und modernisierte auf einmal seine Möbel in der Ehekammer, und als das erste Kind daherkam, fertigte er eine schöne, eichene Wiege an. Vom Maler Kammerer in Kerglfing ließ er sie direkt prunkmäßig anmalen.

Gegen das wäre nichts einzuwenden gewesen, aber seitdem die Brüder in der Wagnerei zusammenarbeiteten, zahlte der Sepp dem Xaverl je nachdem zehn oder fünfzehn Mark Wochenlohn für sein Mithelfen. Nie hatte es deswegen Meinungsverschiedenheiten gegeben. Ein Geselle wäre weit teurer gekommen und hätte nicht auch noch auf dem Feld mitgeholfen wie der Xaverl. Jetzt auf einmal fing der Sepp das Knausern und Herabdrücken an. Das verstimmte den Xaverl. Er war keiner, der gern stritt. Er sagte nichts und fand nach einiger Zeit Arbeit als Tagelöhner im Hofgarten von Kerglfing. Jeden Tag in der Frühe um halb sechs Uhr ging er weg, und abends um halb sieben Uhr kam er wieder heim. Die Krongutsverwaltung des ehemaligen Kerglfinger Schlosses zahlte nicht übermäßig gut, aber die Gartenarbeit dort war auch nicht zum Wehtun, und außerdem brauchte sich der Xaverl nicht mehr zu ärgern.

Um so mehr aber ärgerte sich sein Bruder Sepp über diese Veränderung. Jetzt nämlich mußte er sich wirklich einen Gesellen für teures Geld nehmen; im Sommer, bei der Ernte ging der Xaverl ab, und ein Unfrieden fing an im Wagnerhaus. Die Rosl wusch dem Xaverl keine Wäsche mehr, flickte ihm auch nichts mehr und sagte eines Tages ziemlich knurrig zu ihrem Mann: „Der is ja guat! Hot an Haufa Geld und an schöna Vodeanst (Verdienst), braucht

nix zoin (zahlen) für sei Unterkunft und in der Früah und auf d' Nocht gib i eahm (ihm) noch an Kaffee aa (auch) umasunst!"

„Noja! Noja!“ wollte der Sepp ausweichen: „Noja, er is hoit a bockboaniga Tropf . . . Wega dem Kaffee kann ma(n) aa it streitn . . .“

„Streitn brauchert's aa it!“ meinte die Rosl gereizt: „Aba wenn er a vernünftigs Mannsbuid waar (wäre), der Xaverl, nacha tat er sein' Kaffee zoin (zahlen) . . . Mir hobn nix zum Herschenka! Der kann si(ch) sein' ganzn Wochalohn auf d' Seitn legn, und mir hobn grad z'frettn . . .“

Das stimmte auch so halbwegs. Inzwischen war noch ein Kind beim jetzigen Wagner von Bolwang angekommen. Zu ersparen war nichts mehr bei den teuren Zeiten, und der Xaverl wurde immer reicher. Der Neid fing zu knistern an, vermengte sich mit Haß und wurde immer ärger. Reibereien zwischen dem Sepp und dem Xaverl gab es. Zuerst war es der Kaffee früh und abends, den man bezahlt haben wollte, alsdann wollte sich der Sepp — weil er sah, sein Bruder brauchte nicht viel Heizung — von der ausgemachten Lieferung der zwei Klafter Holz drücken.

„I pfeif dir auf dei'n Kaffee!“ brüllte der Xaverl und bekam drohende Zornadern auf der straffen Schläfe: „Aba dös, wos mir zuasteht, dös muaß her! Und wenn i mei Hoiz (Holz) verkaaf (verkaufe), nacha geht's enk aa nix o (an)!“

Die Rosl stand in der Kuchl und hörte jedes Wort.

„Ja, aba i hob ganz einfach jetz koa Hoiz it!“ sagte der Sepp. „Du kannst ja aa in d' Stubn obahocka (herunten sitzen), wenn a so ei'ghoazt (eingeheizt) is!“

„Ja, freili . . . I hock mi do oba via auf Gnad' und Barmherzigkeit!“ warf der Xaverl höhnisch hin. „I brauch nix vo enk! I bin froh, wenn i koan' (keinen) siehch vo enk! Mei Hoiz muaß her, basta!“ beharrte er und schlug die

Stubentür zu. Er ging in seine Kammer hinauf und legte sich gleich ins Bett. Am anderen Tag war es seltsam: Als er nüchtern zum Haus hinaus wollte, machte die Rosl die Stubentüre auf und sagte süß-sauer freundlich: „Do, Xaverl! Dei Kaffee steht scho auf'm Tisch . . . Brauchst it moana (meinen), daß i's bin, dö wo dir 'n it gunnt (gönnt) . . . Geh weita, Xaverl! Dö Streiterei hot aa koan' Wert! Du kannst doch it nüchtern a d' Arbat furtgeh!“ Es klang fraulich versöhnend, und weil die Rosl ihn gut anschaute, wollte der Xaverl auch nicht so sein.

„Noja, wos redt' er denn nacha so grob daher!“ brummte er und ging in die Stube. Der Kaffee stand wirklich schon dampfend auf dem Tisch.

„Noja, er is hoit a diam (manchmal) so grodo (gradzu)!“ meinte die Rosl wie tröstend. „Er moant's gor it a so!“ Sie ging in die Kuchl, und der Xaverl verschlang seinen Kaffee. Als er fertig war, stellte er die Schüssel auf das Gesims des offenen Schiebefensters, das in die Kuchl hinausging, und sagte ruhig: „Schöna Dank, Rosl! Aba wennst wuist (willst), i zoi mein' Kaffee scho! . . . I wui nix geschenkt!“

„Ah! Ah, geh! Auf ara (ein) Schüssl Kaffee werd's jetz nacha drauf o'kemma! Geh!“ lehnte die Rosl freundlich ab, und er ging völlig friedlich davon. Er rechnete es der Rosl, auf die er eigentlich das meiste Mißtrauen in bezug auf das Geizigsein seines Bruders gehabt hatte, hoch an, daß sie alles so schön einrenkte. Seither bekam er seinen Kaffee wieder wie ehemals, bloß vermied es die Rosl, die zwei immer noch nicht ganz ausgesöhnten Brüder zusammensitzen zu lassen.

Ueberhaupt: Wie friedlich und gut die Rosl sein konnte, zeigte sich jetzt auf die rührendste Weise. Jedesmal nach Feierabend lauerte sie gradzu beflissen am Stubenfenster, und wenn sie den Xaverl von weitem über die Wiese drüberhalb der Straße, die vor der Wagnerwerkstatt vorbeilief, gehen sah, sagte

sie etwas hastig zu ihrem Mann: „Jetzt kimmt er! Geh außi derweil, Sepp! Geh zua! Loß 'n alloa!“ Der Sepp folgte ohne Widerrede, machte sich in der Kuchl oder im Stall zu schaffen, die Rosl goß eilsam den Kaffee ein und stellte ihn in der Stube auf den escherenen Tisch. Den Brotlaib legte sie daneben hin und das Messer.

Einmal kam der Wagnergeselle zufällig zur Stubentüre herein, um den Meister irgendwas zu fragen. Es war ziemlich dunkel in der Stube, und er sah, wie die Rosl über die Kaffeeschüssel gebeugt war, mit einem Löffel umrührte und den heißen Kaffee blies. Sie reckte sich hastig auf und drehte sich nach ihm.

„Wos is's denn?“ fragte sie beinah erschrocken, setzte aber alsdann ziemlich abweisend dazu: „Da Moasta (Meister) is an Stoi (Stall) drauß'n, wennst wos vo eahm wuist (willst) . . .“ Als der Geselle die Türe zuzog, blieb sie eine Sekunde lang stehen, wie lauschend. Dann knipste sie das elektrische Licht an. —

*

Weiß Gott, der Xaverl mußte sich durch einen kalten Trunk verdorben haben. Er war etliche Tage recht lahm bei der Arbeit, sein Gesicht sah schlaff aus, und er mußte sich ein paarmal übergeben. Er kaufte sich beim Krämer Windl in Kerglfing eine Flasche Magenbitter, und der richtete ihn auch wieder auf. Im Krieg hatte er einmal die Ruhr gehabt. Vielleicht wirkte die noch nach. Er zog wärmeres Unterzeug an und hütete sich, das eiskalte Brotzeitbier einzutrinken.

Der Hofgärtner sah ihm eines Morgens scharf ins Gesicht und sagte: „Thm, wie sehn S' denn aus, Pfeifer? . . . Habn S' etwa gestern hübsch überm Durst trinken?“ Und er wies auf das Aufgedunsene um die Backen vom Xaverl hin, auf seine sonderbar aufgepulverte, ungesunde Röte und das heftige Irisieren der Augen.

„Ja, i woaß's it, Herr Hofgärtner!“ klagte der Xaverl. „I glaab', i muaß glei gor amoi zum Dokta auf Hatzlfing umgeh' . . . Mir is scho a Zeitlang nimma recht guat einwendig . . .“

„Jaja, tun Sie's“, gab ihm der Hofgärtner recht. „Lieber zu früh als zu spät . . .“ Der Xaverl ließ sich etliche Tage darauf beim Doktor Mayr in Hatzlfing untersuchen, und der fand nichts Gefährliches. Er verschrieb dem Patienten Fenchelpulver. Als der Xaverl in der anderen Frühe einen viertelvollen Kaffeelöffel davon einnahm, lugte die Rosl grad durchs Schiebfenster und fragte unvermittelt: „Wos is's denn, Xaverl? . . . Fehlt dir wos?“

Der Angesprochene drehte sich um und antwortete ziemlich griesgrämig:

„Ja, woaß der Teifi . . .!“ Er mußte rülpsen und schloß: „I kenn' mi it recht aus! Oibot (alle Augenblicke) is mir schlecht, und wenn i wos isß, kriag i 's Brenna an Mogn . . . Es is nimma dös Recht' mit mir . . .“

„Drum bist woi (wohl) gestern beim Dokta drent' gwen (gewesen)?“ fragte die Rosl.

„Ja . . . Aba der hot aa nix rechts funa (gefunden)“, gab der Xaverl zurück und löffelte seinen Kaffee aus. Eine Zeitlang fehlte ihm wieder gar nichts. Bloß — er sah miserabler aus mit jedem Tag. Die Rosl schien das sehr zu grämen. Auch der Sepp, der langsam wieder umgänglicher wurde, sagte einmal zum Xaverl, als dieser in einer Frühe appetitlos den Kaffee weschob und schwer über Bauchgrimmen klagte: „So bleib hoit amoi (einmal) a poor Täg dahoam und lieg di' nieder . . . Verkält' werst d' (wirst du) di' hoit hobn . . .“

Er und die Rosl brachten es durch Zureden fertig, daß sich der Xaverl ins Bett legte. Der Sepp ging sogar selber zum Hofgärtner hinüber und meldete seinen Bruder als krank an.

„Soso! Jaja, hm . . . Er hat mir schon lang nicht mehr gefallen“, sagte der Hofgärtner. „Er soll sich nur aus-

kurieren . . . Richtige Portionen Schnaps vielleicht! Das treibt das Gift raus . . .“ Der Sepp wurde einen Huscher lang blaß und meinte: „Noja, der Kriag, Herr Hofgärtna, der Malafizkriag . . . Vo dem hot a jeder wos mit hoam-brocht!“

„Tjaja . . . Ich an seiner Stelle würde mich mal in München bei einem Spezialisten genau untersuchen lassen“, schloß der Hofgärtner, und der Sepp versprach, seinen Bruder dazu zu bewegen. Er kam heim und richtete bloß aus, der Hofgärtner habe gesagt, es sei schon recht, jetzt wär ja die Arbeit sowieso nicht so pressant. Was schon lang nicht mehr vorgekommen war, passierte: Der Sepp blieb schier eine geschlagene Stunde vor dem Bett seines kranken Bruders sitzen und redete mit ihm wie in der besten Zeit. Die Rosl kümmerte sich beflissen um das Wohl und Wehe des Bettlägerigen, brachte ihm warme Mehlsuppe oder Tee, schenkte ihm eine Flasche Rotwein und machte ihm einen starken Glühwein davon.

„Dös werd' scho wieda, Xaverl! Seihst (siehst) ja aa scho wieda bessa aus“, tröstete sie den verdrossenen Kranken und gab sich die erdenklichste Mühe um ihn. Das tat dem Xaverl wohl. Er war ihr aufrichtig dankbar dafür.

„Herrgott, i glaab glei gor, i heirat' aa, wenn i wieda gsund bin, Rosl“, scherzte er einmal matt. „Wenn i a solcherne derwisch' wie di, is's nia net gfehlt . . .“

„Ja, mei“, meinte die Rosl halbwegs gerührt und halbwegs schämig. „Mei! Wia ma's hoit grad derrot (errät), Xaverl . . . Jetzt wer' nu erst amoi gsund!“

Aber mit dem Kranken wurde es nicht besser. Im Gegenteil, er konnte bald gar nichts zu sich nehmen. Alles erbrach er und magerte ab bis auf die reinen Knochen. Die Rosl und der Sepp waren todunglücklich darüber. Den Doktor Mayr mußte man holen. Der erschrak, als er den Kranken liegen sah.

„Tja, Herrgott, hm!“ machte er baff,

hielt sich aber dann doch zurück und untersuchte ihn auf das genaueste. Er fragte und forschte ihn aus.

„Soso . . . Hauptsächlich im Magen und Darm? So . . . Da! Das tut weh, ja? So . . . Und Appetit haben Sie gar keinen? . . . Bloß Tee—e und Glühwein? Soso . . . ja—ja, hm.“

Die zwei Wagner-Eheleute standen neben ihm und verfolgten seine Manipulationen und Gesten mit verborgener Spannung. Die Augen der Rosl waren beunruhigt und liefen wie flinke Wiesel über jeden Gegenstand in der Kammer. Jäh wich alles Blut aus ihrem Gesicht, als der Doktor das Glas mit dem kaltgewordenen Glühwein erfaßte und betrachtete. Jetzt fiel der Blick des Kranken auf sie, matt und schwer. Ihre Miene wurde eilsam, traurig und bekümmert.

„Tja“, sagte der Doktor, als er fertig war und schaute auf den Kranken herab: „Ja, es wird sich schon wieder einrenken, Herr Pfeifer . . . Bauchgrippe! Nur warm halten und — aufstehn dürfen Sie mir noch lang nicht!“ Xaverl nickte. Schwach fielen seine Augendeckel herab. Behutsam gingen die Wagnersleute und der Doktor zur Tür hinaus.

„Es steht ernst, Herr Pfeifer, sehr ernst“, war das letzte Wort, das der Arzt zuletzt sagte.

Der Pfarrer kam am übernächsten Tag. Verzagt und verzittert führte ihn die Rosl zum Kranken hinauf. Der tat seine matten, glanzlosen Augen auf, ein völlig hoffnungsloser Schrecken überhuschte seine Wangen, die verfärbten Lippen brachen ihm auf, und mühselig stammelte er aus sich heraus: „I—is's denn scho soweit — so-ö-öch-ch — so-weit-weit — ö-ö-öch!“ Stehen blieb sein offener Mund, das Weiße der Augen trat unheimlich hervor, der Kranke wölbte die Brust und ächzte noch einmal röchelnd, dann sank er ganz in sich zusammen und tat keinen Muxer mehr.

Fortsetzung auf Seite 106



Neuschnee
in der Stadt
Aufnahme Rowi



Meisterstück eines Fotografen: Keine Tanzstudie, sondern

Der Fotograf

Soll die Fotografie schöne Bilder machen — oder einfach nur die Dinge abbilden? Das ist die für die Fotografie entscheidende Frage. Der fotografische Apparat und die fotografische Linse haben immer wieder zu technischen und ästhetischen Spielereien verführt. Experimente mit komplizierten Einstellungen und raffinierten Gesichtspunkten führten zu aparten oder künstlerischen Bildwirkungen, die aber, weil sie rein technisch gemacht waren, nicht standhielten.



die Aufnahme eines Nachtgewandes des Schneiders Vionnet

Copyright Condé Nast Publications

Hoyningen-Huéné

Hoyningen-Huéné, der in Paris lebende Fotograf, von dem wir als erste deutsche Zeitschrift Bilder bringen, konzentriert die fotografische Linse auf den Gegenstand. Hintergründe oder Arrangements existieren für ihn nicht. Er bringt die Oberfläche des Gegenstandes, Haut oder Kleid, im Material und in den Linien zur schönsten Wirkung. Was er an Auffassung gibt, ist nicht technisch, sondern persönliche Eigenart. Er ist modern, fast mondän mit einer großen Leidenschaft für die Antike.



Aufnahmen
von
Hoyningen-Huene
Abendkleid
von Patou

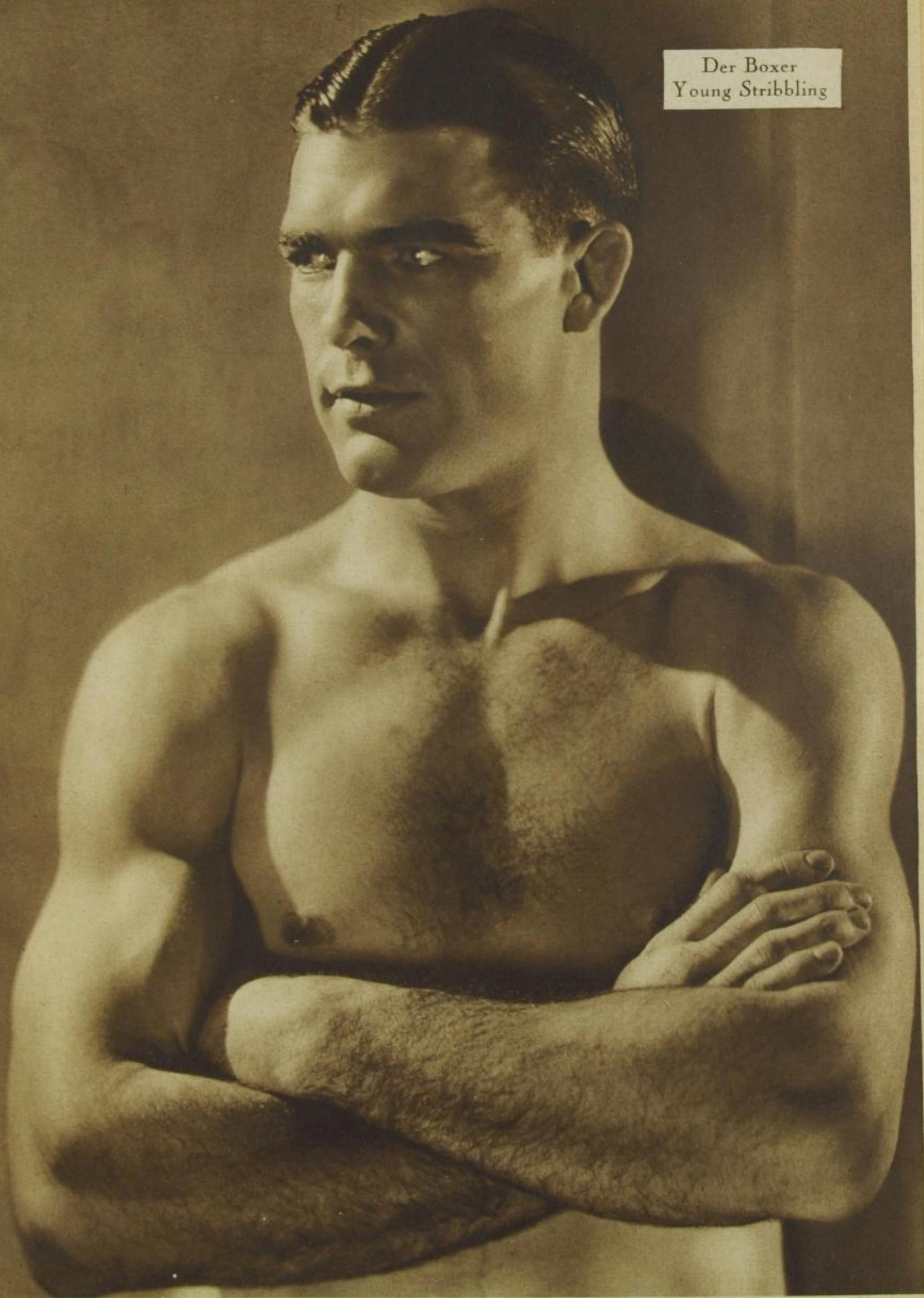


Serge Lifar und
Mlle. Spessitzeva
in dem Ballett
„Die Geschöpfe des
Prometheus“

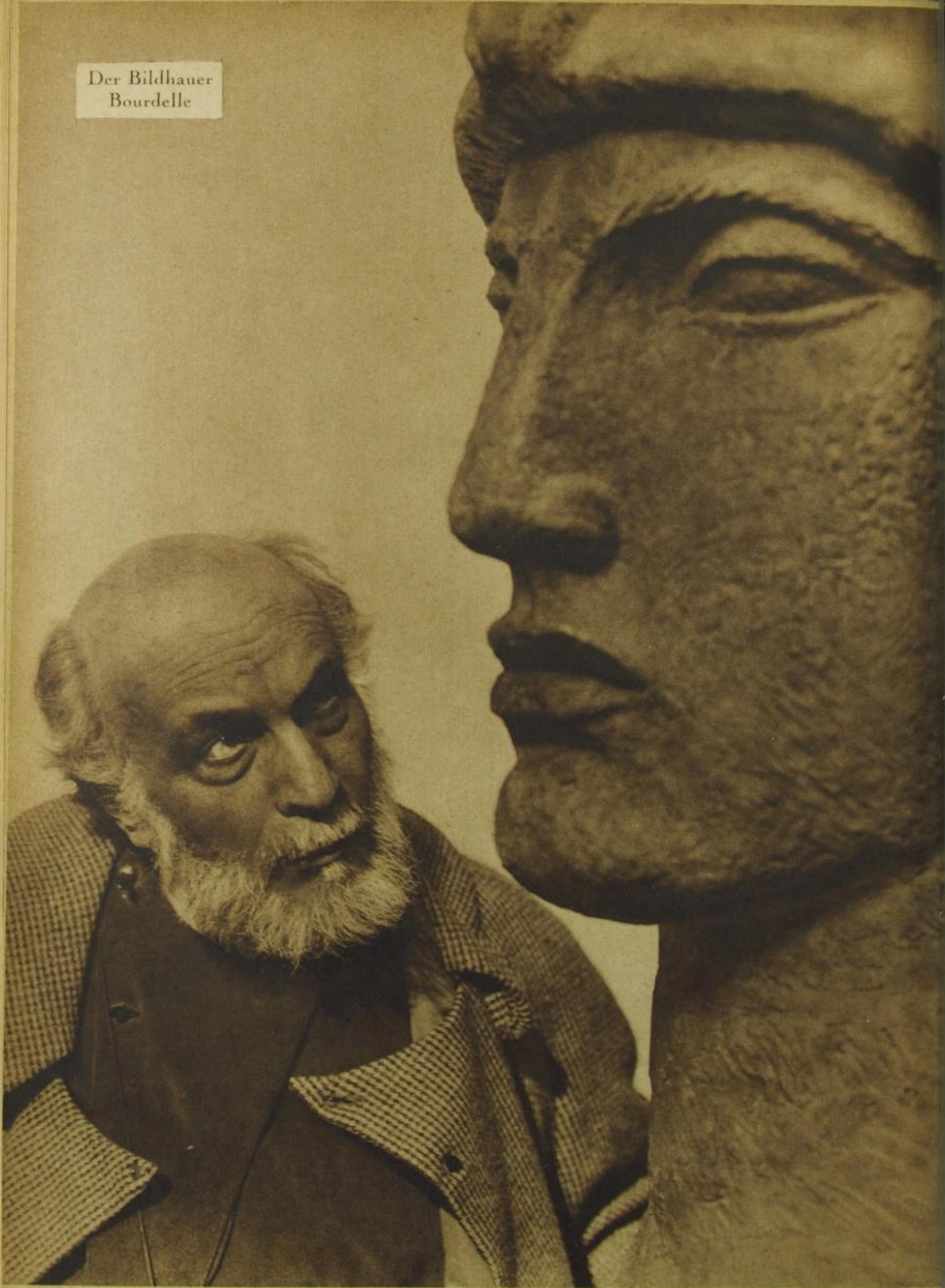
Kleider
von Poiret



Der Boxer
Young Stribbling



Der Bildhauer
Bourdelle



Der
schwarze Hut



Antike Masken



VÖLKER

Erwachen Erbauung

Bei den Abc-Schützen der Welt

Von Cläre With

Schon auf den ersten Seiten der russischen Fibel wird das Schulkind in das Arbeitsleben der Bauern und Arbeiter, der Maschinen und Traktoren hineingestellt. Die ersten Sätze, die der kleine Russe in seinem Leben liest, berichten ihm von dem Getriebe des Alltags, das ihn rings umflutet. Kinderspiele, -reime und -liedchen fehlen nicht in diesem Buche, aber dies Stückchen „Kinderwelt“ ist nicht isoliert und abgetrennt von dem Leben der Großen. Wenn Deutsche kindertümlich schreiben und malen, so schaffen sie mit Vorliebe ein „Kinderland“, in dem die Kinder pausbäckig, rosig, niedlich oder auch garstig, schmutzig und spitzbübisch „unter sich“, für sich sind. Die Russen nun schufen im letzten Jahrzehnt eine Fülle von Fibern und Schulbüchern für die Aller kleinsten, in denen sie die Märchen der Wirklichkeit, wie die Großen sie leben, erzählen. Keine sprechenden Ameisen, aber reizende kleine Bildergeschichten, von den Baumstämmen etwa, die im Walde gefällt, auf dem großen Strom in die Stadt geflößt werden, in Sägewerken zerschnitten, in Fabriken ver-



Alle kleinen Abc-Schützen Italiens üben vor dem Bild Mussolinis den Faschistengruß.

Seite aus einer italienischen Kinderfibel: „Benito Mussolini liebt die Kinder sehr. Die italienischen Kinder lieben den Duce sehr. Es lebe der Duce! Ein Gruß dem Duce!“

Die Negerkinder singen
deutsche Kinderlieder
auf Bena

3

1.

i ì

u u

o o ô ô

e e ê ê

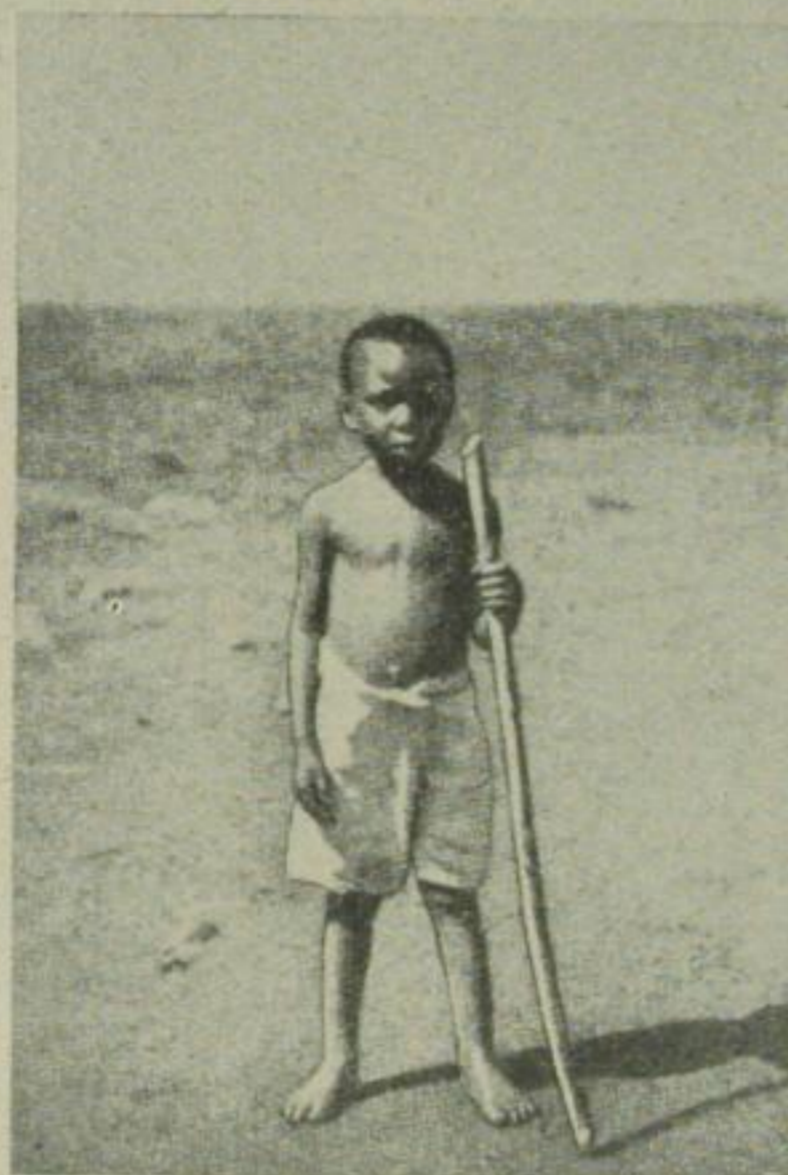
a a

i u o e

ì u o e

a ô ê

a ô ê



ao - oa ea oe ee ui oo
ao oa ea oe ee ui oo

a-u-oa a-u-oa

(ô le ê ke dilêtêrê ce di bolêloagô ka mogôlô)

Indzimbo.

Kyongo, kyongo, ndzalikoko;
lino tukele,
lino tukinde,
minga, minga, vwadz' upinge.

Kyongo, kyongo, degelemba;
dzuko kudasi,
dzuko tuvuke,
minga, minga, vwadz' upinge.

Kyongo, kyongo, ndzalikoko;
dzovaga ndeni,
malaga ndeni,
hega, hega, ve ludzuva.

Dieses Lied aus einer Negerfibel ist die wörtliche Übersetzung des deutschen: „Kuckuck, Kuckuck, ruft aus dem Wald“ in die Sprache der Bena in Ostafrika. Nur statt des Abgesanges: „Frühling, Frühling wird es nun bald“ heißt es hier: „Regenzeit, Regenzeit wird es nun bald.“

Die kleinen Neger lernen lesen:

Auf der ersten Seite einer Missionsfibel, aus welcher Negerkinder in der Missionsschule lesen lernen, steht ein Negerknabe allein und verlassen in der Wüste . . .

arbeitet werden zu Schultisch und Bank; oder von dem Traktor Nr. 27, der in das Kirgisendorf kam. Seite 5 etwa einer beliebig herausgegriffenen Fibel zeigt eine junge Arbeiterin im Betriebsbüro. Sie meldet, daß ihr Saal zu den sechs alten drei neue Maschinen benötigt. Ein kurzes Gespräch, eine Rückfrage, und dann heißt es: Daschas

Molodi: *Morêna, ki oa gagô.* Ps. 51, 12.

Morêna, nna ki nyaka	Mong oaka, u se ntlhlê,
Pelo e sekileng.	U mpushê mo pelong
E hopê ka teng gaka	Ka Môea, 'mme u nthlahlê,
Oêna u mpopileng.	U nkishê bophelong.



Die kleinen Neger lernen lesen:

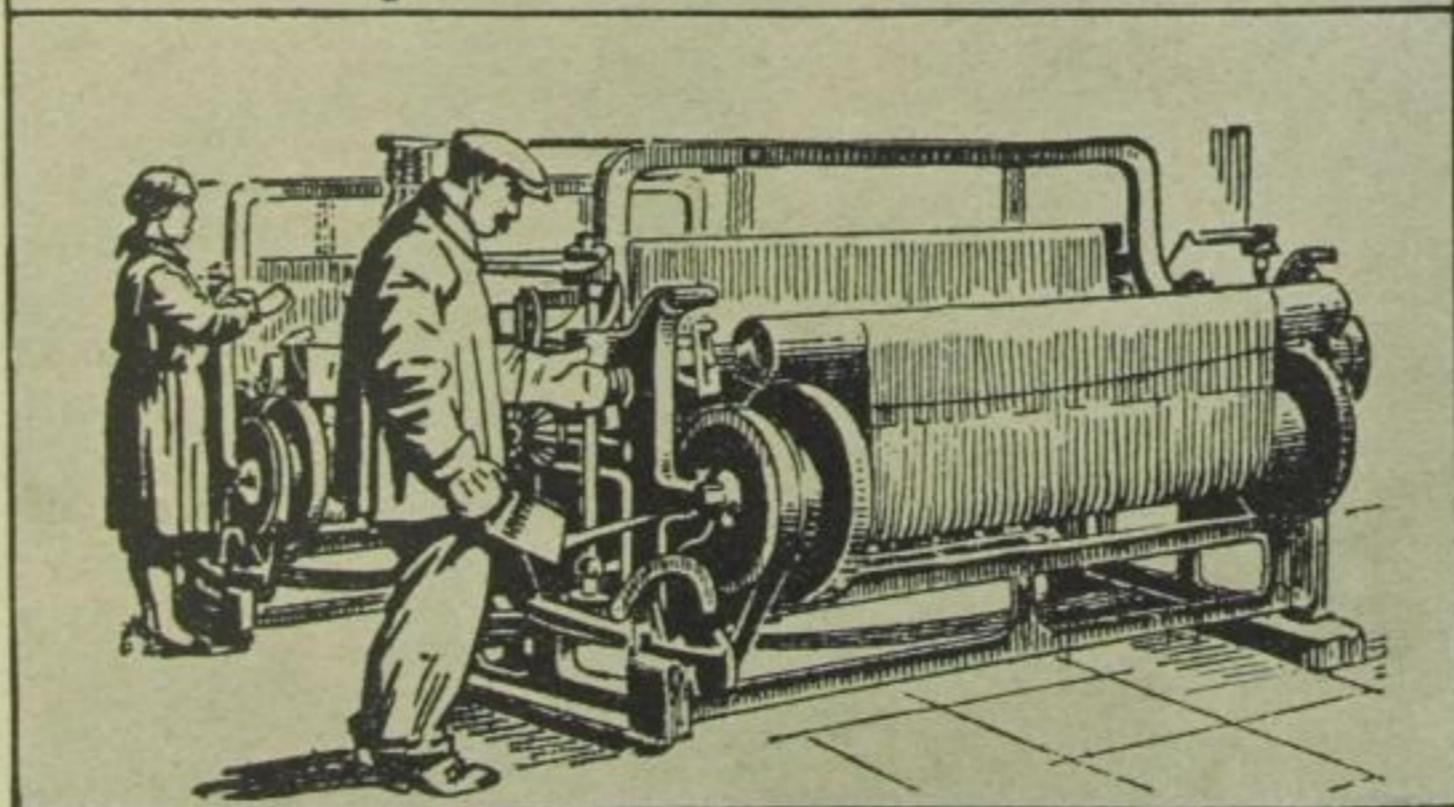
. . . auf der letzten Seite derselben Fibel steht derselbe Negerjunge in der Gesellschaft von weißen Kindern vor Jesus, der die kleinen Kinder segnet.

Saal erhält die Maschinen. Dascha ist stolz. Dascha wird von morgen ab an der neuen Maschine Nr. 7 arbeiten. Und so weiter. Oder es wird das Bild einer Schul-Versammlung gezeigt: Eltern, Lehrer, Kinder, Hausmeister, alle beraten gemeinsam irgend-eine wichtige Schulangelegenheit. Oder ein paar Zeilen berichten von dem großen Kraftwerk am Dnjepr: märchenhaft, heroisch und großartig! — Erziehung zur Arbeit und zum Kollektiv-Bewußtsein, zum klaren Erfassen des werktätigen Lebens, zu straffer Einordnung in ein großes Ganzes. Nüchtern? Unkindlich? Kaum! Stauwerke und Ueberlandzentralen, Eisenbahn-Bauten, Sprengungen und Damnbrüche, mutige Bauingenieure, tollkühne Flieger, kraftvolle Flößer und Eisengießer spielen in den Köpfen dieser Kinder die Rolle wie bei andern der gläserne Berg und der Rattenfänger von Hameln, der eiserne Heinrich und der goldene Frosch . . .

Ebenso wie die russischen Kinder in eine starke, ge-



У завода 6 машин.
 Но надо 9. Заводы наши.
 Дадим заводам машины.
 Заводу даны машины.
 Думы Даши — завод.
 Ну, Даша, иди на завод.
 Даша у машины № 7.
 Шуми машина.



Die kleinen Russen lernen in der Kinderfibel schon die Probleme und die praktischen Ideale der Großen kennen.

Seite einer Sowjet-Kinderfibel: Die Genossin Dascha kommt zum Sowjet-Funktionär. In ihrer Fabrik fehlt eine Maschine. Der Funktionär bewilligt die Maschine. Dascha bedient die Maschine.



Pascal cède sa place.

pascal cède sa place.



Clara adore le sucre...

clara adore le sucre.



René a une colère ridicule.

rené a une colère ridicule.

Kleine Franzosen lernen vom ersten Schultage an Anstand, gesittetes Benehmen und Höflichkeit. Drei Bilder aus einer französischen Fibel: Pascal bietet zwei Damen seinen Platz auf einer Bank im Park an; Clara nascht Zucker; René ist ein schrecklicher Trotzkopf. Diese kleinen Bildchen führen den französischen Abschnitten ein schlechtes Benehmen und ein gutes Benehmen immer wieder vor Augen. So werden sie zu braven und gesitteten kleinen Familien-Bürgern erzogen.

schlossene Weltanschauung hineinwachsen, ergeht es den kleinen Italienern. Die italienische Fibel, die uns vorliegt — unvergleichlich schöner, ästhetischer, fast kunstgewerblich „aufgemacht“ — führt gleichfalls das kleine Schulkind von der allerersten Leseseite an auf ein Geleise, das für das ganze Leben richtunggebend sein soll. Mit dem Faschistengruß, säuberlich auf die Wandtafel geschrieben, beginnt sie. Dann folgt das bekannte „Bekentnis“ der kleinen Faschisten, gesprochen oder vielmehr gelobt von einem Knaben und einem Mädchen in vorschriftsmäßiger Tracht und Haltung. Nur diese drei Worte, das genügt: *io sono uno . . . io sono una . . .* Kleine, eingestreute, unverbindlich heitere belanglose Kinderszenen, Vater und Mutter tauchen auf, die Heilige Jungfrau, die Taube des Santo Spirito, das Jesuskind, süß, zart wie ein Weihnachtsmärchen, betende Kinder, und dann schließlich in der Mitte des Buches die feierliche Büste des Duce. Der Duce als Kinderfreund, von vorschriftsmäßig gekleideten Kindern vorschriftsmäßig begrüßt, daneben, ganzseitig, farbig und groß die Fahne, die Fahne Italiens. Etwas später folgt das Bild des Papstes und des Vatikans und ziemlich zum Schluß das Herrscherpaar.

Und allen diesen kleinen Buben und Mädeln in der Faschistenfibel sieht man an, wie gern, wie mit Wonne gern sie mitmachen, in Reih und Glied marschieren, in gleicher Tracht, in gleichem Schritt und Tritt, nach Musik gleichsam gehorchen, mitspielen, Soldaten spielen wie die Großen! Genau wie Sowjetrußland versteht es das faschistische Italien, seine Abc-Schützen zu gewinnen: man nimmt sie ernst und läßt sie mit den „Großen mitmachen“.



Die kleinen Amerikaner lernen praktisch, am Arbeitskasten, Lesen und Rechnen. Wie im übrigen Leben, so denken die Amerikaner auch im Schulunterricht rein praktisch. Das Kind soll schnell und sicher und ohne Zwang im Wettbewerb Lesen und Rechnen lernen. Dazu gibt man ihm kein Buch in die Hand, sondern einen Arbeitskasten. Darin sind kleine Kartons mit aufgedruckten Wörtern und Silben, aus denen es sich ein kleines Lesestück zusammenstellt; Rechenstäbchen mit Punkten und Ziffern, aus denen es sich seine Aufgaben macht, Blei- und Farbstifte zum Zeichnen und Malen und kleine Blättchen, verkleinerte Wiedergaben von Bildern klassischer Meister, zum Aufkleben für den Anschauungs-Unterricht.

Unbeschwert und lustig geht es in den englischen Fibeln zu! Heiterste Gelassenheit und beste Laune! Hier spiegelt sich etwas von der besten Tra-

dition der alten englischen Kinderbücher; häufig zarte, fast süßliche Pastellfarben, eine Welt von Kindern, Blumen, Tieren, Elfen, oft voll Grazie und Humor durch-

einandergewirbelt. — Viele dieser Fibeln, die doch schließlich Lehrbücher sind, haben nicht den leisesten Hauch von Schulmeisterlichem, riechen weder nach Klassenstaub noch nach roter Tinte, sind eben reizvolle, amüsante Angelegenheiten, mit denen sich jedes Kind gern abgibt. Man kann hier fast von einer „Nursery - Kultur“ sprechen, es ist die lebenswürdige Atmosphäre der englischen, guten, bürgerlichen Kinderstube. Wohlerzogen, höflich und heiter gehen in diesen Fibeln Lehrer, Kinder, Tiere, Blumen, Elfen und Puppen miteinander um. Dabei sind die angelsächsischen Fibeln meist methodisch sehr geschickt aufgebaut. Die englischen Abc - Schützen sind keine, sie lernen nicht das Alphabet

und einzelne Buchstaben, sondern sie beginnen mit lauter ganzen Worten. Sie könnten mit einer Methode, die einzelne Lautzeichen aneinanderreihet, nichts anfangen in einer Sprache, die für mehrere Laute dasselbe Zeichen hat (Table, saw, cat, mine, in usf.), oder die unter Umständen die armen Kinder zwingt, für drei gesprochene und gehörte Laute fünf Schriftzeichen zu setzen oder noch mehr (light). Darum lernen die englischen Kinder vielfach eine ganze Reihe von leichten, einsilbigen Worten, etwa ihre Namen oder Blumennamen, auswendig lesen und schreiben, und gehen dann nach und nach dazu über, die Wörter zu zerlegen und die einzelnen Buchstaben zu unterscheiden.

Fortsetzung auf Seite 104



Das englische Kinderparadies in der Fibel.

In ihren Lesebüchern lernen englische Kinder nur gepflegte Blumengärten, schöne Parks und reizende, sehr helle und nette Kinderzimmer kennen. So sieht das Ideal der englischen Erziehung aus.



Schulkind aus Afrika

Aufnahme Niklas



Der Unstern

Von Erika Mann

Der Unstern scheint bei Nacht und Tag,
Nicht faul wie andre Sterne.
Er scheut nicht Arbeit, Müh' und Plag',
Ein Tropf, wer keinen Unstern mag,
Ich hab' ihn herzlich gerne.

Er leuchtet feurig bald, bald matt,
Bald giftig-grün, bald schwärzlich;
Der Unstern wird vom Unheil satt,
Wohl dem, der keinen Unstern hat,
Den Unstern lieb ich herzlich.

Er ist so treu, der brave Stern,
Der Unstern ist verlässlich;
Er wacht und scheint bei seinem Herrn,
Er folgt ihm in die fernste Fern'
Und bleibt ihm unvergesslich.

Es lacht, es glüht, es deutet, blinkt
Der gute Unstern droben.
Derweil die Sonne unter sinkt,
Bin ich es, die dem Unstern winkt,
Will ich den Unstern loben.

Christophe

Schminke für Oliver

Geschichte

eines

Wiedersehens

Von

Lena Rhan



... etwas Braun auf
die Lider, die Wim-
pern hochgebürstet —
dann sah niemand
mehr, daß man trau-
rige Augen hatte ...

Zeichnung von Otto Linnekogel

Vor drei Jahren hat Mascha zum letztenmal auf der Bühne gestanden. Jetzt ist sie zweiundfünfzig. Soll man die jungen zurückstellen, um eine alte, kränkliche, abgewirtschaftete Schau-

spielerin auf die Bühne zu bringen? Sicher nicht. Mascha lehnt sich nicht auf, Mascha begreift. Und trotzdem wird es unerträglich. Ihr alter Freund Konstantin konnte wenigstens bis zu seinem

Tode Geschichten schreiben, wenn sie auch längst niemand mehr druckte. Die junge Bildhauerin Regina hat noch im Irrenhaus modelliert. Aber was hat es für einen Sinn, daß Mascha weiter ihre Lieblingsrollen vor sich hindeklamiert, wenn ihr niemand zuhört. Trotzdem stellt sie sich bisweilen vor den Spiegel und spricht. Manchmal das Lied der Solveig, das sie nicht ohne Grund liebt, oder die Maria Stuart. Ganz jung fühlt sie sich dann, schön und sehnsüchtig. Sie horcht verliebt fast auf ihre eigene Stimme, die ist zart, mit einem kleinen heiseren Unterton wie von Tränen, den sie immer schon hatte, und den man an ihr liebte. Aus dem Spiegel blickt ihr ein Gesicht entgegen, das ist bläulichweiß wie Mörtel, die hellen dünnen Wimpern und Brauen, die sie nun nicht mehr färben kann, geben ihren Augen einen nackten, wesenlosen Blick. Das also ist ihr Gegenüber, zu dem sie spricht, Elisabeth, die Feindin, die Häßliche. Wie haßt sie diese Gegnerin, wie haßt sie dieses häßliche magere Gesicht, das ihr den Weg versperren will zum Leben.

Da klopft Frau Klattke an die Zimmertür. „Kein Wort versteht man mehr von der Kakteenpflege am Radio, wenn Sie so schreien, Fräulein Mendes.“

Mascha bricht erschrocken ab. Und da erst erkennt sie sich. Nein, es ist nicht die Rivalin Elisabeth, der sie gegenüber steht, es ist ihr eigenes Spiegelbild. Sie ist es. Mascha.

Sie läuft vor diesem Spiegelbild davon wie vor einem Menschen, aber draußen auf dem Flur wird sie von einem derben Stoß des Plättbretts, das Frau Klattke schnaufend vor sich herträgt, vollends ernüchtert. Es beginnt eine kurze schmerzhaft Unterhaltung, während der Frau Klattke ausführt, wie gut Mascha es eigentlich noch habe, daß die ehemaligen Kolleginnen die dreißig Mark Miete monatlich für sie zahlen. Andere Leute liegen auf der Straße, meine Liebe, und wenn Sie auch sonst kein bares Geld in die Hand bekommen, so haben Ihre Kolleginnen doch

bisher immer noch so viel geschickt, daß Sie nicht zu verhungern brauchen.

Frau Klattkes Rede wird von der Entreeklänge unterbrochen. Es ist Sibyl, die einzige von Maschas früheren Kollegen, die noch mit ihr zusammenkommt. Sibyl hat einen Freund, der für sie sorgt. Er ist ein mittlerer Beamter, und heiraten kann er sie natürlich nicht. Wegen ihrer Vergangenheit und seiner Zukunft, meint er, wenn die Rede darauf kommt. Sibyl ist daher nicht sehr glücklich, und es ist ihr ein Bedürfnis und ein großer Trost, zu sehen, daß es Mascha noch schlechter geht als ihr. „Schau, es ist kein Wunder, daß sie dich nicht mehr engagieren“, sagt sie, als sie dann zusammen in dem ungemütlichen, kalten Zimmer sitzen. (Das ist so klein, das heizt sich von ganz allein, meint Frau Klattke tröstend, wenn Mascha klagt, daß sie nicht heizen kann.) Mascha und Sibyl gehen daher unter die Decke, da ist es warm, und sie rauchen zusammen Maschas letzte Zigarette. Sibyl tut einen tiefen Zug. „Ja, gekonnt hast du nie so arg viel, und schön warst du auch nicht gerade, aber du hast was aus dir zu machen verstanden. Weißt, wenn du dich heut so gut zurechtmachen könntest, würdest du gar nicht so übel ausschaun. Ich kann mir schon denken, daß du dann eher ein Engagement oder wenigstens einen Freund finden würdest.“

Vor einem Jahr noch hätte Mascha die liebe Freundin nicht nur aus ihrem Bett, sondern aus der Wohnung geworfen, heute aber ist sie schon froh über diese letzte Möglichkeit, die Sibyl ihr zugeht. Recht hat sie ja, beim Theater war man halt an die Schminke gewöhnt wie an den täglichen Morgenkaffee. Wenn einmal etwas schief gegangen war und man seinen Aerger nicht zeigen wollte, nahm man den Schminkstift. Etwas Braun auf die Lider, die Wimpern hochgebürstet, daß sie lustig und selbstbewußt in einen, wenn auch nur eingebildeten Himmel strebten, dann sah niemand mehr, daß man traurige Augen hatte. Und das Herz nahm auch gern etwas an von der Schminke.

Als Sibyl gegangen ist, steckt der Champion, Frau Klattkes Aelteste, so geheißten wegen verschiedener Meisterschaften in Schwimmen und Athletik, den dicken Kopf ins Zimmer und bringt ein Paket. Schminke möcht ich, sagt Mascha sehnsüchtig aus ihren Gedanken heraus. Der Champion lehnt in einer distanzschaffenden Geste den Kopf zurück. Ihr langer, sehniger und brauner Hals könnte eher einer Akerstute als einem jungen Mädchen gehören. „So etwas brauchen wir nicht“, sagt sie erhaben, mit der unbeirraren Sicherheit, die eine gesunde Gedankenlosigkeit gibt.

Nie wird dieser blonde Champion mit dem Pferdehals begreifen, denkt Mascha, daß man nicht nur Hunger auf Brot haben kann, sondern auch Hunger nach einem schönen Parfüm oder nach Farben, mit denen man sich vor den Augen seiner Mitmenschen und dem eigenen Spiegelbild schützen kann.

Trotzdem hätte Mascha vielleicht diese Sehnsucht vergessen, wenn nicht am nächsten Abend, als sie von einer sinnlosen Engagementssuche zurückkam, auf der grauen Kreuzstichdecke zwei Briefe gelegen hätten. Mascha hält das Papier in der Hand und spürt plötzlich eine Wärme, die bestimmt nicht daher kommt, daß Frau Klattke in einer großmütigen Laune zwei Kohlen in den kleinen Ofen geworfen hat, und dann tut sie etwas ganz Unsinniges, sie läuft zur Tür und riegelt sie ab. Sie fährt mit den Fingerspitzen über die großen runden Buchstaben auf dem Umschlag und erinnert sich an unzusammenhängende und doch zueinander gehörende Dinge, die sie längst vergessen zu haben glaubte. Der Tango Manuela wird laut, es riecht scharf nach Moschus und Zimt in der Kammer, irgendwoher aus dem Dunkel taucht die Madonna von Giorgione auf, die über einem Bett hängt, und deren gutes, ruhiges Gesicht langsam verschwindet, weil es dunkel wird im Zimmer, oder auch, weil man die Augen geschlossen hat. Auch ein dunkelroter, nach Leim und Farbe riechender Herbstwald ist da (roter Wald aus Papp-

maché, die Kulisse in dem Stück, in dem Mascha zum erstenmal mit Oliver spielte), ja Oliver. Oliver war nicht der erste in Maschas Leben (diese Liebe währte nur ein kurzes Gastspiel lang, aber sie dauerte ein ganzes Leben). Auch der Letzte war Oliver nicht. Als er gegangen war, kam der gute dicke Joe, den man jederzeit zu Tobsuchtsanfällen reizen und jederzeit mit einer Wiener Mehlspeise und einem Kuß wieder versöhnen konnte, und den man gern haben konnte, weil er so anders war als Oliver. Und der Tänzer Kai, in den man sich verlieben mußte, weil er ähnlich war wie Oliver. Aber alles, was nach Oliver kam, war farblos und fremd, die Wiederholung Olivers, oder nur der Wunsch nach Wiederholung. Gewiß hatte sie Liebhaber gehabt nach Oliver, doch nie einen Geliebten.

Mascha öffnet den Brief, aus dem eine große Fotografie und ein ganz kurzer Brief herausfällt. Nicht, was aus ihm geworden ist, schreibt er, nicht, warum er so lange fort blieb, und warum er jetzt wiederkommt, und nicht, ob er bleiben wird, nur daß er kommt. Das kann sehr viel bedeuten bei Oliver, oder auch gar nichts. Mascha fängt plötzlich an zu singen. Einen dummen Schlager, den vor Jahren ein kleines Negermädchen in einer Londoner Bar gesungen hat. *It's the first time we've met, he's the sort I can't forget.*

Mascha singt weiter, trotzdem Frau Klattke mit Nachdruck und ihrer derben Faust an die Kammerwand klopft. Dann läuft sie zum Schrank und holt das einzige Kleid hervor, das sie von ihrer Bühnengarderobe behalten hat, es ist ein langes Kleid mit gerafften Ärmeln und viel Volants, wie es jetzt gerade wieder getragen wird. Den kurzen Wintermantel kann sie allerdings dazu kaum tragen, aber vielleicht wird ihr der Champion seinen Mantel borgen. Plötzlich entdeckt Mascha, als sie den Brief zum drittenmal liest, eine kleine, verlegene Zeile: Hast du dich sehr verändert?

Mein Gott, daß man das für fünf Minuten vergessen konnte. Plötzlich haßt

sie diese Fotografie, die er beigelegt hat, und die eine der letzten zu sein scheint. Er sieht wahrhaftig genau so aus wie früher. Genau so hart und eckig ist das Gesicht, nur um die großen hellen Augen sind ein paar Falten, aber die machen ihn fast noch schöner. Auch das Taschentuch hängt genau wie damals um einige Zentimeter zu weit aus der Tasche des sehr eleganten Jacketts. Den Scheitel in dem dichten dunklen Haar trägt er noch immer in der Mitte, was ihm damals bei den Kollegen den Spitznamen Madon-nus eingetragen hat.

Mascha hakt den Spiegel von der Wand und betrachtet sich. Unmöglich, sich neben diesem glatten, jungen Männergesicht vorzustellen. Sie sieht noch blässer und kränklicher aus als gewöhnlich. Die einzige Farbe, die es auf ihrem Gesicht gibt, hat die Kälte ungeschickt auf die Nasenspitze und um die Augen gemalt. Plötzlich muß Mascha an den Tag denken, an dem sie vielleicht ähnlich ausgesehen hat. Das war, als Oliver ihr sagte, daß er ein Engagement nach Amerika angenommen hätte, und daß er allein gehen würde.

Bitte weine nicht, sagte er ungeduldig und stopfte sich nervös mit einer ganz ungewohnten Geste das Taschentuch tief in die Tasche. Also bitte, weine nicht, du weißt, ich kann häßliche Weiber nicht ausstehen. Und wenn ich dich so in Erinnerung behalte, wie du jetzt aussiehst, werde ich bestimmt nicht wiederkommen.

So also darf man nicht aussehen, denkt Mascha, man muß sich für einen einzigen Abend noch einmal schön machen. Dieser Abend wird keinen Morgen haben, denn sie wird nicht so lange bleiben, bis es hell ist, aber was macht das. Ist der Morgen nicht das einzig Häßliche an einer großen Liebe? Mascha nimmt das Kuvert mit dem Geld für die Miete und will gehen. Aber vor der Tür steht wie zufällig der Champion: „Sie wollen Miete zahlen, Fräulein Mendes?“

„Nein, das will ich nicht“, sagt Mascha angstvoll, „ich will mir etwas kaufen, etwas, das ich unbedingt für morgen

haben muß, und wovon sehr viel für mich abhängt, wirklich sehr viel“, wiederholt sie hilflos, während der Champion mit seiner energischen, hellen Kommandostimme: „Mama, Mama!“ ruft.

Frau Klattke kommt, es gelingt ihr schnell, Mascha zu überzeugen, daß ihr längst kein Pfennig mehr von dem Geld da im Kuvert gehört, da es ja eigens für die Miete bestimmt ist. Mascha nimmt sich nicht die Zeit, das lange Kleid auszuziehen, sie wirft hastig den kurzen Mantel darüber und läuft zu Sibyl. Aber Sibyl fertigt sie ungeduldig und traurig auf dem Flur ab. Otto, der seit neun Jahren seine Karriere mit sich herumschleppt, wird wohl demnächst damit niederkommen, eine Spätgeburt zwar, aber um so wichtiger ist es, alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen, kurz, seine Zukunft rückt immer näher, und Sibyl beginnt, ihm hinderlich zu werden. Das ist natürlich der ungeeignetste Moment dafür, Besuche wie Mascha zu empfangen, noch dazu, wenn sie Geld borgen will.

Mascha bittet nicht, aber sie ist bereit, alles zu tun, um Oliver so zu empfangen, wie er vermutlich empfangen zu werden wünscht. Während sie die Treppe von Sibyls Wohnung hinuntergeht, betrachtet sie das Bild, den Scheitel in dem immer noch ganz dichten Haar, die Augen mit den Falten, das Taschentuch, sicher wird er auch noch dasselbe Haarwasser benutzen, das so stark nach Moschus und Zimt riecht.

Mascha läuft zum Karlplatz ins Theater, wo die L. spielt, die ihr vor ein paar Tagen das Paket mit Lebensmitteln geschickt hat.

„Ja, gewiß kenne ich Sie noch, meine Liebe, aber bares Geld, ich bitte Sie, bei den Sorgen, die ich selbst habe.“

Auf Maschas Bitte, ihr wenigstens etwas Schminke zu schenken, wird sie ungeduldig. „Aber, meine Liebe, ich denke, Sie können nicht einmal Ihre Miete bezahlen, dann denkt man doch nicht an Schminke.“

Der Inspizient steckt den Kopf zur Tür herein. Die L. legt hastig noch

etwas Rouge auf und murmelt nervös die Anfangsworte ihres Auftritts vor sich hin. Dann schiebt sie Mascha zur Tür hinaus. „Ich muß auf die Bühne, addio!“

Mascha kommt durch den Bühnenausgang auf die Straße. Gegenüber dem Theater läuft ein leuchtendes Reklameband über die Hausfront. Jede Frau kann schön sein — der Schönheit gehört das Leben — Schönheit ist Erfolg — Schönheit erobert die Herzen — Schönheit ist käuflich — darum kaufen Sie die ausgezeichneten Präparate unseres —

Mascha fühlt, daß ihr etwas Nasses, Salziges in die Mundwinkel läuft. Weine nicht, Mascha, du weißt, ich kann häßliche Weiber nicht ausstehn . . .

Mascha kommt über eine Brücke und geht langsamer, dann bleibt sie stehen und lehnt sich weit über das Geländer. Da unten liegt der Mond, gelb und rund wie ein ins Wasser gefallener Kürbis; wenn der Wind das Wasser bewegt, schaukelt er mit. Mascha hebt einen Stein auf und wirft ihn dem Mond ins Gesicht. Der Mond verzieht das Gesicht ein wenig, dann schaukelt der Kopf wieder gleichgültig hin und her. Genau so würde es sein, wenn man sich jetzt hineinstürzte. Mascha löst die Füße vom Boden und beugt sich weit vor. Aber da, während ihre Gedanken und ihr Bewußtsein schon leiser und undeutlicher werden, fühlt sie plötzlich ein jähes und furchtbares Erschrecken, das wie ein greller Blitz in ihre halbe Ohnmacht einschlägt, ganz ähnlich wie damals in der Sterbeszene aus Schloß Wetterstein. „Echt bist du aber heut gestorben“, hatte hinterher Oliver halb anerkennend, halb spöttisch gesagt. Ja, sie war wirklich gestorben für einige Sekunden, und noch nachdem der Vorhang gefallen war, schien alles Leben aus ihr gewichen. So stark war die Erinnerung an diese Stunde, daß sie sich zurückriß und sich in einem nachträglichen Schwindelgefühl mit kalten Fingern an die Brüstung klammerte.

Noch nie, fühlt Mascha deutlich, hat sie das Leben so geliebt wie jetzt.

Auch von einem harten Leben ist der Abschied schwer, wie der von einem schlechten Geliebten. Gewiß, man ist schlecht behandelt worden von ihm, aber man weiß doch, daß er der einzige, daß es das einzige war.

Mascha läßt das Geländer los und beginnt zu laufen, erst als sie in einer belebten Straße in ein Gedränge kommt, bleibt sie stehen. Ein paar Schritte weiter ist ein Parfümeriegeschäft. Mascha geht hinein, es ist nur eine Verkäuferin im Laden, die ist rothaarig, hübsch und zerstreut. Während sie nach dem Parfüm sucht, das Mascha verlangt, singt sie unaufhörlich immer dieselbe Schlagerzeile vor sich hin: „I want to be pretty only for you . . .“ Sie sucht lange mit viel Aufwand und wenig Interesse, und geht schließlich auf Maschas Rat nach hinten, um im Lager nachzusehen.

Mascha ist allein im Laden, sie nimmt mit zwei Griffen eine Schachtel Puder, eine Dose mit einem wunderbaren, apfelsinenfarbenen Rouge und einen Lippenstift. Sie versteckt alles ohne Eile in ihrer Tasche und ruft mit ungnädiger Stimme nach hinten: „Ich habe wenig Zeit, liebes Fräulein, beeilen Sie sich!“

Das rothaarige Mädchen kann das Parfüm nicht finden, ob sie mit etwas anderem dienen kann? Nein, danke, sagt Mascha unfreundlich und verläßt den Laden.

Sie geht sicher und ohne zu überlegen, wie im Traum, weiter in ein Warenhaus, wo sie mit dem Fahrstuhl hinauf zum Parfümlager fährt. „Ich möchte ein ganz bestimmtes Parfüm, das stark nach Moschus und Zimt riecht“, verlangt sie bei der Verkäuferin, „der Preis spielt keine Rolle.“

Die Verkäuferin wendet sich zum Schrank, während Mascha an dem langen Ausstelltisch suchend auf und ab geht. Sie läßt, ohne den Blick von dem glänzenden schwarzen Satinrücken der Verkäuferin zu wenden, ein Kästchen mit chinesischer Tusche verschwinden, dann ein Päckchen mit einem Haarfärbemittel, Couleur de soleil steht darauf. Ein junger Mann mit abstehenden

Ohren und kurzsichtigen Augen steht plötzlich neben ihr; es ist unbestimmt, ob er etwas gesehen hat, er streicht mit einer lächerlichen Bewegung die abstehenden Ohren nach hinten und dreht den Kopf weg. „Sie haben nicht sehr viel Auswahl“, sagt Mascha heiser zu der Verkäuferin, nachdem sie erfolglos an einigen Probefläschchen herumgerochen hat. Dann geht sie die Treppe hinunter. An einem der Treppenabsätze wird sie von einer großen Frau in gelbem Flauschmantel auf den Fuß getreten. Mascha zuckt zusammen, ihre Schläfen werden ganz heiß vor Schreck, sie fühlt hilflos, wie ihr Gesicht langsam rot wird.

Verzeihung, sagt die Frau im Flauschmantel und sieht Mascha erstaunt an. Mascha geht, verwirrt von den knallblauen Augen der Frau, weiter und beginnt plötzlich zu laufen. Am Fahrstuhl bleibt sie stehen, drängt grob eine alte Frau zur Seite und bemerkt erst beim Fahren, daß sie den falschen Fahrstuhl erwischt hat, der nach oben geht. Noch nie hat sich ein Fahrstuhl so langsam bewegt. Mascha singt mit leiser Stimme vor sich hin, eine Frau, die eben gestohlen hat, wird wohl nicht singen, eine Frau, die entsetzliche Angst hat, wird doch nicht singen, also singt sie. *It's the first time, we've met, he's the sort, I can't forget, . . . I want to be pretty only for you . . .* das hat die rothaarige Verkäuferin gesungen. Endlich ist man oben, jetzt wieder hinunter, es dauert eine Ewigkeit, einmal muß man doch wieder unten ankommen, dann wird sie ganz schnell nach Hause fahren, sie wird sich zurechtmachen, und sie wird Oliver mit einem ganz neuen, unbefangenen Gesicht empfangen können, in dem man — wenigstens beim Abendlicht — nichts sieht von den letzten fünf Jahren Not und Einsamkeit.

Endlich ist man unten. Hallo, Oliver, wird sie ganz leicht sagen, als begrüße sie ihn an einem von vielen Vormittagen auf der Probe; nur nicht zeigen, wie man gewartet hat. Hallo, Oliver, wiederholt sie in Gedanken und lächelt. Hallo antwortet jemand mit einer scharfen und

hellen Stimme. Mascha dreht sich um. Die Frau im gelben Flauschmantel steht hinter ihr. Bitte, kommen Sie mit, sagt sie leise und hält Mascha eine blanke Marke vor die Augen.

Mascha bleibt erst mal in Untersuchungshaft, da man seit langer Zeit eine große Warenhausdiebin sucht, Sibyl besorgt einen Brief an Oliver mit einem Bild, das Mascha vor zehn Jahren zeigt. Mascha überlegt lange; schön wäre es, wenn man die Wahrheit sagen könnte, denkt sie, und dann schreibt sie. Sie habe da gerade ein paar Film-Engagements, die sie sehr in Anspruch nähmen, es wird also schlecht gehen, daß sie ihn, Oliver, trifft. Vielleicht später einmal . . .

In einem kleinen Hotel in der Friedrichstraße läuft ein ziemlich schäbig angezogener Herr seit Tagen dauernd zum Portier. Der letzte Rest von Eleganz ruht in dem nicht ganz sauberen Taschentuch, das viel zu weit aus der Westentasche hängt. Er zupft dauernd nervös an seinem nicht eben schönen, aber schilfgrünen Schlips und erkundigt sich nach Briefen. Briefe — sagt er, aber er meint natürlich einen Brief. Am dritten Tage endlich bekommt er ihn. Als er ihn hastig öffnet, fällt eine Fotografie heraus, es steht kein Datum darauf, also ist es wohl eine neue, überlegt er und betrachtet sie lange. Die Augen unter den Brauen sehen ihn prüfend und mißbilligend an. Wie mißbilligend würden sie erst blicken, denkt er, wenn sie ihn so verändert wiedersehen würden. Wenn sie sehen würden, wie das Leben die Falten aus den Beinkleidern heraus und ins Gesicht hineingebügelt hat.

Schade, sagte der Mann und wischte sich mit dem grauen Tuch die blanke Stelle, wo einst der vielbewunderte Madonnenscheitel gesessen hatte, schade, daß du nicht auch alt geworden bist.

Als der Zimmerkellner heraufkam, sah er den Herrn mit der Glatze und dem nicht schönen, aber schilfgrünen Schlips vor dem gepackten Koffer knien. Er hielt eine Fotografie in der Hand und zeichnete sorgfältig einer schönen Frau Linien und Runzeln ins Gesicht.

Uhu-Umschau



Das rätselhafte Geldtelegramm. Von Ernst Lorsy / Völker lernen lesen. Von Cläre With. (Schluß) / Xaverl kriegt sein Spaziertrankerl. Von Oskar Maria Graf. (Schluß) / Neues Lawinenrätsel / Golf mit Wörtern / Unser neues Kreuzworträtsel.

Das rätselhafte Geldtelegramm

Ein kompliziertes Rechenexempel ohne Zahlen

Von Ernst Lorsy

Ein amerikanischer Millionär erhielt von seinem europareisenden Sohne ein Kabel: SEND MORE MONEY, schick mehr Geld. Gern, mein Junge, meinte dieser nachahmenswerte Papa, den das Lebenszeichen freute, ich schicke dir schon, aber wieviel? Lange betrachtete er das weißblaue Formular der Western Union, nahm dann einen schlichten, kleinen Bleistift aus der Tasche — er durfte es sich bereits erlauben, keine goldene Füllfeder zu haben — und kritzelte aufs Papier. Der Junge ist kein Träumer, sagte er sich. Der Junge will was. Und wenn er was will, dann sagt er's. Aber vielleicht gibt er mir wieder ein Rätsel auf. Ich kann ja mal sehen.

Langsam, sorgfältig schrieb dieser brave Papa die Worte des Kabels folgendermaßen untereinander:

```
S E N D
M O R E
-----
M O N E Y
```

Dann betrachtete er lange, was er geschrieben hatte. Runzelte die Stirn, schrieb einige Zahlen auf, dachte nach, schrieb wieder etwas, strich es rasch aus, schrieb dafür was anderes, lächelte, warf in fliegender Hast noch einige Zahlen hin und rief seinen Sekretär. Er gab ihm die Weisung, seinem Sohne eine bestimmte Dollarsumme nach Paris zu kabeln. Der Sekretär kabelte die schönen Dollars nach Paris, und drei Stunden später überreichte man dem Alten

in seinem Klub ein Telegramm, lakonischer noch als das erste: „O K“. Zu deutsch: All right. Es kam vom Jungen. Es war klar, man hatte das Rätsel richtig erraten.

„Wissen Sie, Professor“, erzählte der Millionär später im Klub, „ich bin ganz methodisch zu Werke gegangen. Money, sagte ich mir, das ist ein Ausdruck, den mein Junge nicht gebraucht. Ich und mein Junge, wir sagen: fünf Dollar oder fünfhunderttausend Dollar. Zum Geld gehört die Zahl, es ist nicht guter Ton, von Geld in allgemeinen Ausdrücken zu sprechen. Wenn mein Junge Money sagt, dann muß er damit etwas Bestimmtes meinen, höchstwahrscheinlich die gewünschte Geldsumme. Summe wovon? Vor der Summe steht das, was zusammengezählt wurde, stehen die Addenden. Vor dem Summenworte Money stehen die Addenden-Worte Send und More. Ich schrieb also:

```
S E N D
M O R E
-----
M O N E Y
```

und als ich den Strich zog, durchschauerte es mich heiß wie vor einem großen Abenteuer. Jetzt erst bemerkte ich mit Staunen, daß Send vier Buchstaben hat und More ebenso, Money aber, das entscheidende Wort, fünf Buchstaben. Ich wußte noch nicht, warum, aber ich ahnte, das bringt mir Glück. Ich fand es sehr in Ordnung. Ich fühlte, ich wäre ärgerlich gewesen, wenn etwa

Money sechs Buchstaben gehabt hätte. Wie sechs Finger an einer Hand hätte das Wort dann auf mich gewirkt.

Aber es waren gar nicht Worte mehr, es waren Zahlen. Ja, Zahlen. So wollte ich's. Ich wollte mit diesen Zahlen spielen. Ich stellte Spielregeln auf:

1. Jeder Buchstabe ist eine und nur eine der zehn Zahlen zwischen 0 und 9.
2. Es gelten die Additionsregeln, wie wir sie mit sieben Jahren in der Schule gelernt haben.

Verstehen Sie mich? Ich sagte mir: du tust einmal, als ob es wirklich Zahlen wären, als ob Send und More vierstellige Zahlen wären und Money eine fünfstelligen Zahlen, addiert, jene fünfstelligen ergeben müßten. Schön, ich nahm das an, weil ich spielen wollte, weil vor jedem Spiel die Spielenden unbewußt solche Annahmen machen. Bei mir geschah es bewußt, denn ich spielte mit mir selber. Sie wissen, daß ich im Spiel keinen Spaß verstehe. Es hieß: konsequent sein!

Ich hatte die Zahlen instinktiv richtig untereinander geschrieben, nach ihrem Stellenwert. Vielleicht hatte ich jene Annahmen, die ich Spielregeln nannte, unbewußt schon vor oder während dem Aufschreiben gemacht. Jedenfalls stand jetzt, wenn ich die Addenden als vierstellige, die Summe als fünfstelligen Zahl auffaßte, Einer unter Einer (D, E und Y), Zehner unter Zehner (N, R und E), Hunderter unter Hunderter (E, O und N), Tausender unter Tausender (S, M und O). Der Zehntausender (M) stand allein.

Das war plausibel und machte mir Freude. Die Summe zweier vierstelliger Zahlen kann sehr wohl eine fünfstelligen Zahl ergeben, sagte ich mir. Vielleicht ließe sich die fünfstelligen Zahl sogar begrenzen. Begrenzen, wodurch? Nun, eben durch die Bedingung, daß sie die Summe zweier vierstelliger Zahlen sein muß. Die kleinste fünfstelligen Zahl ist 10 000. Das ist zugleich die kleinste Zahl, die die fünfstelligen Summe zweier vierstelliger Zahlen sein kann, $5000+5000$.

Die größte vierstelligen Zahl ist 9999. Die größte fünfstelligen Zahl, die als Summe zweier vierstelliger Zahlen gedacht werden kann, ist also $9999+9999 = 19998$. Diese Zahl kam hier übrigens gar nicht in Frage: um $9999+9999$ zu bedeuten, hätten Send und More etwa so aussehen müssen:

$$\begin{array}{cccc} X & X & X & X \\ X & X & X & X \end{array}$$

Denn nach Spielregel 1 (erinnern Sie sich noch?) bedeutet jeder Buchstabe nur eine unserer zehn Zahlen. Ich sagte mir also: Der Junge verlangt von dir mehr als 10 000, aber weniger als 19 998 Dollar. Zwischen 10 000 und 19 998 Dollar: mein Problem war begrenzt, ich atmete auf. Die Begrenzung des Problems, das ist für jeden rechtschaffenen Kalkulator ein schöner Augenblick. Ich hätte mein Problem, ich weiß es, jetzt zwischen noch engere Grenzen einschließen können. Ein anderer an meiner Stelle hätte es vielleicht getan. Ich dachte nicht daran. Ich witterte die Morgenluft des ersten Erfolges und stürmte auf mein Ziel los. Ich wollte das Problem nicht mehr beschnuppern, ich wollte es bezwingen.

Das erste M in Money muß 1 sein, sagte ich mir. Alle Zahlen zwischen 10 000 und 19 998, alle Zahlen also, die Money bedeuten können, beginnen mit 1. Jawohl, M in Money ist 1. Aber wenn es in Money 1 ist, kann es auch in More nichts anderes sein: nach der ersten Spielregel nämlich, daß ein Buchstabe nur eine der zehn Zahlen zwischen 0 und 9 bedeuten kann.

Mit meinem ersten Schuß schon habe ich zwei äußere Forts der Festung Send More Money zertrümmert. So sieht sie jetzt aus:

$$\begin{array}{cccc} S & E & N & D \\ 1 & O & R & E \\ \hline 1 & O & N & E & Y \end{array}$$

Ich grabe mich nicht ein, ich schieße weiter. Ich frage: Was ist S? S ist die Zahl, die, zu 1 addiert, eine zweistelliger Zahl ergeben hat! Also 9? Nicht unbedingt, Professor! Es gibt noch eine

andere Möglichkeit, eine einzige: S könnte auch 8 sein! Wieso? Nun: in der ersten Kolonne, bei S+1, blieb 1: Warum soll nicht auch bei der Addition der restlichen drei Kolonnen 1 geblieben sein? Ich werde das von Fall zu Fall untersuchen müssen. Also gleich bei der zweiten Kolonne. Ich nehme an, daß E+O eine zweistellige Zahl ergeben hat, eine Zahl, die ausgesprochen etwa O-zehn lautete, dann blieb 1; ich addiere diese 1 zu S. Wenn S gleich 9 ist, dann spreche ich: $9+1+1=11$, dann ist $O=1$. Halt, das ist unmöglich. M war ja 1 und konnte keiner anderen Zahl gleich sein, 1 ist bereits für M mit Beschlagnahme belegt, 1 kann laut Spielregel keinen anderen Buchstaben als M bedeuten.

Für O gibt es wahrhaftig nur einen einzigen möglichen Wert, und das ist 0. Die Geschichte sieht nun so aus:

$$\begin{array}{rcccc} & S & E & N & D \\ & 1 & 0 & R & E \\ \hline 1 & 0 & N & E & Y \end{array}$$

Einen Blick auf die zweite Kolonne! Der einzige Additionsfall, bei dem ich, zu dieser 0 eine einstellige Zahl addierend, eine zweistellige Summe erhalte, ist der, daß in der dritten Kolonne 1 geblieben und $E=9$ war. Dann mußte ich sprechen: $9+1+0=10$. Das bedeutet aber einen O-Wert für N. Unmöglich. O war gleich 0, also konnte nicht gleichzeitig auch $N=0$ sein, also konnte bei der Addition $E+0$ auch nicht 1 geblieben sein, also konnte ich eine solche 1 zu S in der ersten Kolonne auch niemals addiert haben, also konnte dieses S auch nie und nimmer 8 gewesen sein. S ist gleich 9, mein lieber Professor, Sie können sagen, was Sie wollen. Ich mapiere die Festung:

$$\begin{array}{rcccc} & 9 & E & N & D \\ & 1 & 0 & R & E \\ \hline 1 & 0 & N & E & Y \end{array}$$

Nicht ausruhen, weiterschießen. Zweite Kolonne von links. $E+0=N$. Ist das möglich? Es kann nicht stimmen. E plus Null kann nicht N sein, E plus Null kann nur E sein. Addiere ich zu einer

Zahl die Null, so erhalte ich als Summe die Zahl selbst. War es aber wirklich die Zahl E, zu der ich Null addiert habe? Ich mache die Bleibt-Eins-Annahme. Ich könnte so gesprochen haben: N plus R gleich „E-zehn“, bleibt 1. Nehmen wir einmal an, ich habe so gesprochen, dann habe ich von der Teilsumme „E-zehn“ (das heißt: $10+E$) nur die E aufgeschrieben und dann die 1, die geblieben ist, bei der Addition der zweiten Kolonne zu E addiert und gesprochen: $E+1+0=N$. So ist's schon eher möglich. Nur so ist's möglich, die Addition in der zweiten Kolonne zu erklären, ohne mit der ersten Spielregel in Konflikt zu geraten. Ich will mir gut merken, daß $E+1$ gleich N ist. Das heißt: ist E gefunden, ist auch N gefunden, die nächsthöhere Zahl, ist N gefunden, ist es auch E, die nächstniedrigere Zahl der Zahlenreihe.

Es scheint übrigens, daß aus der zweiten Kolonne vorläufig nichts herauszuholen ist als dieser Trost für die Zukunft. Wie steht's um die dritte?

Ich habe für sie die Bleibt-Eins-Annahme machen müssen. Ich mache sie nun auch für die vierte Kolonne. Ich nehme an, daß $D+E=10+Y$ war, daß also auch beim Aufschreiben des Y das Wort „bleibt eins“ gefallen war. Wenn ich das annehme, dann muß ich sagen:

$$N+1+R=10+E.$$

Ich halte die Feststellung, daß $E+1=N$ ist, nun mit dieser Annahme zusammen, ich setze also an die Stelle des N die Summe der Zahlen E und 1, was ja dasselbe ist.

$$E+1+1+R=10+E.$$

Das heißt: Wenn ich zu E die Zahlen 1 und noch einmal 1 und dann noch R addiere, erhalte ich genau so viel, wie wenn ich zu E nur die Zahl 10 allein addiere. Das ist freilich nur dann möglich, wenn die Summe von 1 und 1 und R, das heißt $R+2$, gleich 10 ist, das heißt, wenn R gleich 8 ist!

R gleich 8: das läßt sich hören. Die Zahl 8 war noch frei. Ich halte fest daran, daß R gleich 8 ist, und vergesse

nicht, daß auch für die vierte Kolonne die Bleibt-Eins-Annahme gemacht wurde.

Wie steht's um die Festung? Wird sie mir noch lange trotzen? Sie sieht nun so aus:

9	E	N	D
1	0	8	E
1	0	N	E
		Y	

oder

9	E	(E+1)	D
1	0	8	E
1	0	(E+1)	E
		Y	

Die Festung bestand einst aus 13 Forts, sechs sind zuschanden geschossen, die noch stehenden sieben Forts sind, das habe ich erkundet, so beschaffen, daß, wenn ich nur eines der fünf E- oder (E+1)-Forts eroberne, die übrigen vier mir kampflos in den Schoß fallen. Los also gegen Schlüsselfort E in der vierten Kolonne!

Vor dem Generalsturm überblicke ich die Munition. Die Zahlen 0, 1, 8 und 9 sind schon mit Beschlag belegt; für E, (E+1), D und Y kommen nur mehr die Zahlen 2, 3, 4, 5, 6 und 7 in Frage.

Welche dieser sechs Zahlen ist E?

Ich gehe der Reihe nach:

E gleich 2? Aus der Bleibt-Eins-Annahme folgt, daß D dann nur 9 oder 8 sein kann, denn sonst ist $D+E = E$ keine zweistellige Zahl. Aber 9 ist schon belegt für S und 8 ist belegt für R; also kann E nicht 2 sein.

E gleich 3? Dann müßte D gleich 9, 8 oder 7 sein. 9 und 8 fallen wegen S und R weg. Bei $3+7 = 10$ erhalten wir für Y den Wert 0, der aber schon für O

belegt ist. Also kann E auch nicht 3 sein.

E gleich 4? 9 und 8 kommen als D-Werte nicht in Betracht, 7 auch nicht, weil dann Y gleich 0; 6 auch nicht, weil dann Y gleich 1 sein müßte, 1 und 0 aber schon für M und O mit Beschlag belegt sind. E ist auch nicht 4.

E gleich 5? 9 und 8 kommen als D-Werte nicht in Frage. Bei einem D-Wert 7 bekomme ich für das Y den ersten möglichen Wert 2.

Jetzt rechne ich das ganze Beispiel mit der Annahme, daß $D=7$ und $E=5$ ist, einmal durch:

9	5	6	7
1	0	8	5
1	0	6	5
		2	

Es stimmt. Die Festung Send More Money ist nach methodischer Belagerung und kühnem Endsturm gefallen. Halt! Ist sie es wirklich?

E kann 5 sein; muß es auch 5 sein? Kann es nicht 6 oder 7 sein?

Ist E gleich 6, dann ist der einzige mögliche D-Wert 7, aber auch dieser ist nicht möglich, denn 7 müßte auch N sein, die in der Zahlenreihe auf E folgende Zahl.

Ist E gleich 7, dann müßte N gleich 8 sein, ein Wert, der schon für R belegt ist. Alles ist durchprobiert, eines hat sich bewährt, E ist gleich 5, die Festung ist gefallen. Hurra!

Ich schicke meinem Jungen nach Paris 10 652 Dollar, und sein Telegramm bestätigt mir, daß ich das Rätsel richtig gelöst habe. Uebrigens habe ich daran nie gezweifelt!"

Völker lernen lesen

Von Cläre With

Fortsetzung von Seite 92

Um den Kleinen diese in englischer Sprache ziemlich mühevoll Arbeit zu erleichtern, hat man für Lernanfänger ganze Geschichten, ja, ganze Märchenbücher geschrieben, die aus lauter einsilbigen Wörtern bestehen, an denen diese Sprache ja reich ist. Es dauert jedoch

häufig Jahre, ehe ein englisches Kind seine Muttersprache richtig und fließend liest und schreibt, da die Schriftsprache so wenig lautentsprechend ist und die Orthographie voller Unregelmäßigkeiten.

Viel leichter haben es die kleinen Negerkinder! Soweit sie überhaupt

Schulen besuchen und lesen lernen müssen. In einem Jahr haben sie es geschafft. Zuerst lernen die kleinen Negerburschen das Abc. Sie hocken im Kreise, und da sie nach den neuesten europäischen Methoden die erlernten Buchstaben gleich nachbilden sollen, und es an Setz- und Lesekästen fehlt, legen sie das Abc mit Hirsekörnern in den Sand. Inzwischen trocknen die Schiefertafeln, die im Hintergrunde der Freiluftschule an die Palmen gehängt sind, in der Sonne. Eines Tages bekommen die Kinder kleine Fibeln in die Hand, und dort finden sie die „Schatten“, die Bilder von Schlangen und Löwen, von Elefanten und Krokodilen und Kamelen. Daneben die Bezeichnungen. Dann gibt es kleine Geschichten von einem Jungen, der in der Hütte auf die Mutter wartet, die Mutter ist im Batatenfeld, wird sie bald kommen? Wenn nun die Nacht kommt? Soll er nicht lieber beten? usw. Auch in den Negerfibeln werden die Kinder von Anfang an fest an der Hand geführt. Ganz vorn, auf der ersten Seite der Padishofibel steht ein kleiner, einsamer Negerjunge, und zum Schluß auf der letzten Seite gibt es ein Bildchen von Jesus, zu dem die Kinder kommen. Schwarze und weiße Kinder.

Die geschicktesten Methoden zum Lesenlernen kommen aus USA. Dort ist das Lesenkönnen eine Technik, die jeder möglichst schnell und praktisch lernen soll. Alles andere ist dabei weniger wichtig. Es gehört zu den sogenannten „Drill“-Fächern der amerikanischen Schule. Häufig wird ein flotter Sport daraus gemacht, mit Standard- und Rekordbetrieb. Da gibt es die sonderbarsten Wettbewerbe und Trainingsysteme. Es kommt vor, daß für einen vernachlässigten, etwa ländlichen Schulbezirk ein tüchtiger Spezialist für den Leseunterricht engagiert wird. Nun wird eine Klasse, eine Schule nach der andern von diesem Trainer in „Arbeit“ genommen, und die Kinder haben wochenlang zu lesen und zu üben. Ein Fieber, Lesefieber, bricht aus und greift um sich. Es sind bestimmte Standard-

zeiten für soundsoviel Silben festgesetzt. Ist eine Schule, ein Stadtbezirk auf das Standard-Niveau gebracht, kassiert der Lehrer sein Honorar ein und zieht weiter. — Aber von solchen etwas schnurrigen Auswüchsen abgesehen ist es sicher kinderpsychologisch richtig, das Lesenlernen, das ja zunächst eine reine Technik ist, im Anfang ein wenig sportlich aufzuziehen. Auch die großen modernen amerikanischen Reformschulen gehen von diesem Gedanken aus. Nur leiten sie aus erzieherischen Gründen von dem System des Wettkampfes mehr zu dem der Steigerung des eigenen Rekordes über. Sinnvoll aufgebaute Fibeln, Lesekästen mit zerschneidbaren Buchstabentafeln und Bücher ermöglichen etwa einem Kind, sich selbst Lese- bzw. Druck- oder Setzaufgaben zu stellen und zu korrigieren. Sogar gewisse gedruckte Tabellen für die höchstzulässige Fehlerzahl bei den einzelnen Aufgaben gibt es, und daraus kann jeder ersehen, ob er zur nächsten Uebung fortschreiten oder die betreffende Aufgabe noch einmal ganz von vorn lösen muß. Also so eine Art von „Mensch-ärgere-dich-nicht“-Spiel mit sich selbst.

Merkwürdig vorkriegsmäßig sieht eine französische Fibelausgabe vom Jahre 1929 aus. Da gibt es allerlei moralische Bildchen, einen jähzornigen René, eine genäschige Clara, einen Gaston, der eine Fensterscheibe eingeworfen hat, aber alles eingesteht, da gibt es würdige Lehrer und vor allem Mütter, vornehme Vorkriegsdamen mit großen Hüten, lässig auf Parkbänken hingelehnt, so eine richtige fein- und kleinbürgerliche Gouvernantenwelt, ulkig und spießig. Erstaunlich, daß man in Frankreich nach den europäischen Volksschulreformen unseres Jahrhunderts überhaupt noch eine Fibel, ein Volksschulbuch von so ausgeprägt antiquiert-bürgerlicher Aufmachung und Haltung herausbringt!

Die russischen, italienischen und die Missionsfibeln sind die „weltanschaulichsten“, die englische die liebenswürdigste, die amerikanische die sportlichste, praktischste, und die deutsche?

Zunächst gibt es so viele, daß es schwer ist, etwas Allgemeines darüber zu sagen. Die deutsche Lehrerschaft hat in dem letzten, schulreformerisch sehr ereignisreichen Jahrzehnt sich besonders intensiv und erfolgreich mit der Grundschule und der Neugestaltung des Anfangsunterrichts beschäftigt. Das Ergebnis: wir haben über fünfzig verschiedene deutsche Fibeln! Drei Gesichtspunkte waren dabei leitend: man wollte unbedingt ein fröhliches, buntes, kindertümliches Buch schaffen aus der Umwelt der Kinder, man legte ferner großen

Wert auf eine sorgsam aufgebaute Methode, und endlich sollte unter allen Umständen das „Heimatprinzip“ zur Geltung kommen! So kommt es, daß das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen, für jeden Stamm und für jede bessere Stadt etwa eine eigene Spezialfibel geschaffen hat! Es gibt Fibeln für das Land und für die Kleinstadt, für Industriegebiete und für die Wasserkante, für den Harz, für den Rhein, für die Oder, für Hochdeutsche und Plattdeutsche . . . Reichsreform? Bei den Abc-Schützen anfangen!

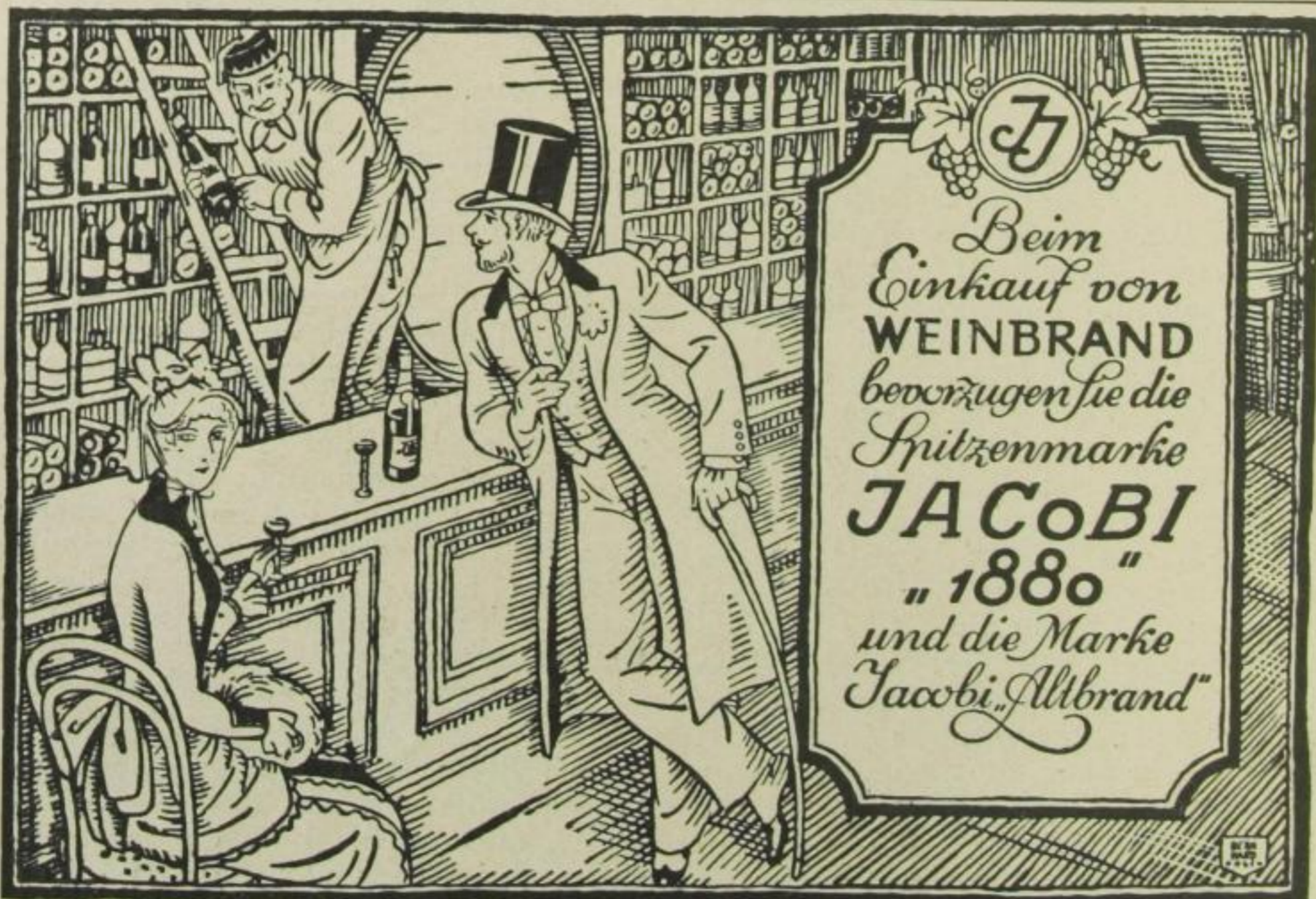
Xaverl kriegt sein Spaziertrankerl

Von Oskar Maria Graf

Fortsetzung von Seite 76

„Hei-heilige Herrgott!“ brach es aus der Rosl, und unwillkürlich verkrampfte sie ihre Hände ineinander. Vor dem Dunkelwerden kam der Totenwagen, und zwei Tage darauf fand die Beerdigung auf dem Kerglfinger Gottesacker statt. Erster Klasse ließen die Wagnerleute von Bolwang ihren „inniggeliebten,

unvergeßlichen Schwager und Bruder, den unbefleckten Jüngling Franz Xaver Pfeifer“ — wie es auf der Todesanzeige zu lesen war — begraben. Vollzählig marschierte der Veteranenverein auf und gab der Bahre das letzte Geleit. Dreimal wurde die Fahne ins offene Grab gesenkt, und dabei donnerten drei Bül-



JACOBI „1880“: RM 8.- 1/2 Orig. Flasche * JACOBI „ALTBRAND“: RM 5.50 1/2 Orig. Flasche
106

lerschüsse. Der Gesangverein sang ein feierliches Totenlied. Die Rosl weinte so bitterlich, als sei ihr das Liebste auf der Welt genommen worden. Stumm und stumpf stand der Sepp neben ihr, und nach und nach lösten sich auch von seinen Augenwimpern etliche dicke, schwere Tränen. Halb voll war der umfangliche Gottesacker von Leuten. Ernst und traurig waren die Gesichter rundum, und viele Weiber und Bauerstöchter hatten nasse Augen, denn der Xaverl selig war ein allseits beliebter Mensch gewesen und hätte keine schlechte Heiratspartie abgegeben . . .

Die Wagnerleute von Bolwang als einzig Hinterbliebene erbten alles an Bargeld und sonstiger Hinterlassenschaft. Und sie wußten, was Pflicht und Schuldigkeit war. Jeden Monat ließen sie eine stille Seelenmesse für den Verstorbenen lesen und einen neuen, prachtmäßigen Grabstein setzen. Sonntags, nach dem Hochamt standen alle zwei — Sepp und Rosl — stets einige Vater unser lang am frischen Grab und hatten aufrichtige Trauergesichter. Allmählich aber gleimten sie auf, schier wie von einem schweren Druck befreit, und der Sepp wurde auf einmal massig unternehmend. Seine Wagnerwerkstätte baute er aus, eine Hobel- und Fräsmaschine schaffte er sich an und fing nun gleich mit zwei Gesellen das Schreinern auch noch an. Das Geschäft florierte ausgezeichnet. Das Haus ließ der Sepp neu herrichten. Schon von weitem leuchtete einem der Wohlstand entgegen. Die Rosl besorgte mit reschem Eifer das Hauswesen und hielt ihre Kinder vorbildlich instand. Blitzblank waren die Fenster und Böden der Stuben und Kammern, das Geschirr in der Kuchl prangte blinkend — fast was Städtisch-Herrschaftliches zog ins Wagnerhaus von Bolwang. Und selten einträchtig lebten die Eheleute miteinander. Geheimer Neid und Respekt erfüllte die Nachbarn . . .

Wie aber der Teufel sein wollte — einmal an einem strahlenden Sommer-Sonntag machten Sepp und Rosl wieder eine Motorradtour ins Gebirg hinein, die

Sie haben ein Recht

zu wissen,

woraus Ihre

Teintseife

besteht



WIR SAGEN IHNEN, daß die echte Palmolive-Seife aus Oliven-, Palm- und Kokosnußölen hergestellt ist und keine anderen Fette enthält. Seit Jahrtausenden sind diese Öle begehrte und bewährte Schönheitsmittel; der Gegenwart blieb es vorbehalten, sie in richtiger Abstimmung zu einer vollendeten Teintseife zu vereinen — Palmolive.

Nur reine Haut kann wirklich schön sein. Der milde, üppige Schaum der Palmolive-Seife reinigt jede Pore, entfernt restlos Staub und Schmutz. Trotzdem ist seine Wirkung so sanft, daß er die zarte Haut des Gesichts nicht angreift, sondern sie zart und glatt macht. Beobachten Sie das Resultat einer regelmäßigen Hautpflege mit der echten Palmolive. Kein Wunder, daß sie die meistgekaupte und bestempfohlene Seife der Welt ist.

Die Behandlung für Ihre Schönheit

Massieren Sie morgens und abends Ihre Haut zwei Minuten lang mit dem reichen Schaum der Palmolive-Seife. Spülen Sie ihn zuerst mit warmem, dann mit kaltem Wasser sorgfältig ab. Dadurch schließen sich die Poren. Nun ist Ihre Haut gründlich gereinigt.



Vergewissern Sie sich stets, daß Sie die **ECHTE PALMOLIVE** bekommen. Denn es gibt heute in der ganzen Welt keine Toilette-Seife, die so viel nachgeahmt wird wie die **ECHTE PALMOLIVE**. Achten Sie immer auf die grüne Packung mit schwarzem Band und Goldaufschrift Palmolive.

Ihre Seife

PALMOLIVE



Jugendlicher Charme
durch
KOLYNOS
ZAHNPFLEGE



**SPORT- UND MASSAGE-MOTOR
PROVITA**
entfettet — stärkt — verjüngt!
Für Sportsleute unentbehrlich, um sich
auch im Winter in Form zu erhalten. 4 Mo-
delle. Miete. Ratenzahlung. Interessante
Prospekte „M“ durch Alleinfabrikation:
Qualitas GmbH., Müllheim, Baden

Gesellen gingen ins Wirtshaus, und die Dirn blieb daheim bei den Kindern. Der Tag war glühheiß. Auf der Sonnenbank vor dem Haus war's nicht auszuhalten. Die Dirn setzte sich in die kühlere Stube, strickte ein wenig, las alsdann einige Geschichten aus dem „Landwirtschaftlichen Genossenschaftskalender“ und ließ den dreijährigen Sepp und die zweijährige Rosl auf dem Boden herumkriechen. Schließlich nickte sie ein und wachte erst wieder auf, als der Hund draußen anschlug, weil der Wegwart Irlinger auf der Straße vorüberging. Es wurde schon langsam Zeit zur Stallarbeit. Ehvor kochte die Dirn den Kindern noch ihr gewohntes Mehlmus. Sie ging in die Speis' neben der Kuchl und fand in der Truhe kaum mehr eine Handvoll Mehl. Nach einigem Herumsuchen entdeckte sie aber in einer braunen Stranitze doch grad noch so viel, daß es fürs Mus langte. Die Kinder waren schon grantig und schlafmüd. Die Dirn beeilte sich, sie ins Bett zu bringen. Sie schmeckte das Mus ab, probierte es und rührte noch eine Handvoll Staubzucker darein, weil es — wahrscheinlich wegen des abgestandenen Mehls, das sie dazugenommen hatte — ein bißl bitterlich schmeckte. Sie nahm die zwei Kinder auf ihren Schoß und löffelte ihnen das Mus ein. Die verzogen hin und wieder ihr Gesicht und quängelten.

„No! So geh doch! Na weita! Is doch so schö' süaß!“ zwang sie die Dirn immer wieder und schob ihnen die gehäuften Löffel in den Mund. Endlich brachte sie die Kleinen zu Bett, wartete ein wenig, bis sie ruhiger wurden, und machte sich an die Stallarbeit. Als sie zu melken anfang, kamen auch die Wagnerleute dahergebraust. Um und um voll Staub waren sie. Die Rosl kam lustig in den Stall und fragte: „Liesl? Host d' Kinder scho a's Bett brocht?“

„J-ja“, antwortete die Dirn ächzend unter der Kuh heraus. Sie hatte ihren Kopf an deren Bauch gedrückt, ihre Arme hingen schlaff herab, und kalkweiß war sie.

„Wos host d' denn, um Gotts willn?“ fragte die Wagnerin erschrocken. „Is dir it guat?“

„Na!“ wimmerte die Liesl und wand sich vor Schmerzen. „Na . . . I woaf's gor it! Grod is's, ois (als) wia, wenn mir der Mogn (Magen) brenna tat (täte) . . .“ Sie sank auf einmal ermattet vom hölzernen Melkschemel herab und heulte keuchend. Wagner und Wagnerin zogen sie heraus und trugen sie in die Kuchl hinüber.

„Um Gotts willn! Um Gotts willn! Wos is's denn?“ bestürmte die Rosl die Dirn in einem fort und sah plötzlich die braune Stranitze. Das Blut gerann ihr. Eine jähe Blässe huschte über ihr Gesicht. Sie sah die zwei halb ausgegessenen Musteller und stieß einen abgebrochenen, verzweifelten Schrei aus. Und rannte wie besessen aus der Kuchl in die Kammer hinauf. Sie rumpelte auf die kleinen Betten zu und schrie noch gräßlicher. Die kleine Rosl lag reglos, mit verdrehten Augen und ausgestreckten Aermchen in den Kissen. Der Mund stand starr offen und das Mus war ausgebrochen. Der kleine Sepp wimmerte und würgte noch ein wenig. Die Wagnerin riß die zwei Würmer aus den Betten und preßte sie zitternd in die Arme.

„S-Sepp! Sepp-Sepp! I-it zum Dokta!“ plärrte sie. Schwarz wurde es ihr vor den Augen. Dann fiel sie um. Als sie ihre erschreckten Augen aufriß, lag sie im Bett, und Sepp und der Doktor standen da. Sie schob hastig ihre Hand vor die Augen und gausterte wie abwehrend mit dem einen Arm. Ihr Herz trommelte wie zum Zerspringen.

„Na! Nanana! Na! Bloß für d' Roß und d' Ratzn (Ratten)! Für d' Ratzn!“ verstand sie der Doktor einmal und sagte eiskalt: „Jaja, die Kinder sind tot —.“ Die Rosl bäumte sich und rauft sich die Haare. Wie eine Hexe wollte sie auf den Arzt los. Der aber machte bloß einen ausweichenden Schritt zurück und schloß unerschüttert: „Und das andere ist Sache der Gendarmerie!“



REIZENDE BÜSTE

in 3 bis 5 Wochen durch die weltbekannten

PARISER METHODEN

Ob Ihr Busen unentwickelt und zurückgeblieben
Ob Ihr Busen hängend oder erschläft . . .

**Wollen Sie ihn in Kürze gut entwickelt?
Wollen Sie ihn fest und richtig placiert?
Wollen Sie geliebt und bewundert werden?**

so verlangen Sie kostenlose Aufklärung!

EXUBER BUST RAFFERMER

zur Festigung der Büste

EXUBER BUST DEVELOPER

zur Entwicklung kleiner Büste

Beide Methoden rein äußerlich und vollkommen unschädlich. Nichts einzunehmen, keine besondere Diät und keine ermüdenden Körperübungen. Seit 20 Jahren kein Mißerfolg! Referenzen auf Wunsch! Erfolg garantiert! Ärztlich empfohlen! Bühnengrößen und Filmstars, deren entzückende Erscheinung Sie bewundern, danken den Pariser Methoden ihren Erfolg!

GUTSCHEIN!

Die Leserinnen des „Uhu“ erhalten kostenlos diskret unter neutralem und verschlossenem Kuvert alle Angaben über **Entwicklung** oder **Festigung** (nicht interessierende Methode bitte zu streichen).

Name Adresse

**Mme. Helene Duroy, Div. 525 A
rue de Miromesnil 11, Paris VIII**

Leserlich schreiben und 25 Pf.-Antwortmarke beifügen

Welche Lust, schlank zu sein!



Doppelte Daseinsfreude bereitet ein schlanker, geschmeidiger Körper, der von allen Schlacken und trägen Fettpolstern befreit ist. Der so angenehme, ärztl. empfohlene **Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee** macht auch Sie mühelos schlanker und freier, ganz allmählich, ohne Gewaltbarkeit. Man fühlt sich darauf frisch und wohl wie neugeboren. Paket Mk. 2.—, Kurpackung (6facher Inhalt) Mk. 10.—, extrastark Mk. 2.50 und Mk. 12.50. In Apotheken und Drogerien.

Dr. ERNST RICHTER'S Frühstücks-Kräutertee

„Hermes“ Fabr. pharm. kosm. Präpar.
München . . . Güllstraße 7



Stiefkinder des Glücks. Alle Menschen, an deren Wiege die Göttin der Schönheit nicht Pate stand, oder die später durch Unfall, Erkrankungen der Haut, oder unter frühen Alterserscheinungen zu leiden haben, sind in ihrem Leben seelischen Hemmungen unterworfen. Wenn das Gesicht durch schwere Krankheit, ernste Sorgen oder durch die Jahre verfallen ist, wenn die Ohren weit abstehen, eine sonst unschöne Form haben, oder wenn die Nase mißgestaltet ist, die Lippen wulstig oder zu schmal sind, ohne die beliebte Amor-kurve zu zeigen, so wirkt ein solches Gesicht — auch nur mit einem dieser Fehler behaftet — doch im ganzen unschön. Diese Menschen kennen oft die Ursache ihres seelischen Leidens nicht. Sie übersehen, wie sehr ein angenehmes Äußere, eine gute Gestalt, Sympathien zu erwecken vermag, daß der erste Eindruck meist ausschlaggebend, in irgend einem Punkte, an irgendeiner Stelle, oft fürs ganze Leben ist. Sie würden sonst danach streben, ihr Aussehen zu verbessern, um durch eine angenehme Erscheinung, wie sie besonders ein gutgeformtes Gesicht bietet, im Kampf ums Dasein erfolgreicher zu sein. Die künstlerische Chirurgie beseitigt heute einwandfrei, schmerzlos und gewöhnlich narbenunsichtbar, Fehler der Ohren, der Nase, der Lippen, jegliche Falten und sonstige Fehler des Gesichtes. Man muß allerdings nicht annehmen, daß derartige Operationen nur eine kleine chirurgische Maßnahme sind. Der Operateur muß in erster Linie Künstler sein; die Chirurgie, so vollkommen sie beherrscht sein muß, kann ihm nur das Handwerkszeug bieten, wie dem Bildhauer Hammer und Meißel. Wer dazu die innere Eignung nicht besitzt, sollte die Finger von diesen subtilen Dingen lassen. Leider wird gerade hierin allzuviel gesündigt. Der „Bildhauer der Lebenden“ muß sich zugleich in die Seele des Patienten vertiefen können, er muß verstehen, wie irgend eine oft nur kleine Unschönheit des Gesichtes ein ganzes Menschenleben verbittern kann. Gerade höher kultivierte Menschen leiden unter einem Schönheitsfehler mehr als einfache Naturen. Die Erscheinungen der vorgeschrittenen Jahre, der berühmte „Zug nach dem Süden“ verursachen vor dem Spiegel in stiller Kammer gar manche Tragödie, von der kein Mensch spricht. Die Menschen brauchen nur ihre Scheu vor einem solchen, in der Hand eines erprobten Operateurs doch immerhin harmlosen Eingriff abzustreifen, dann wird auch die Angst vor dem Alter gebannt, und neuer Lebensmut und Lebensfreude geben dem ganzen Dasein einen neuen Auftrieb.

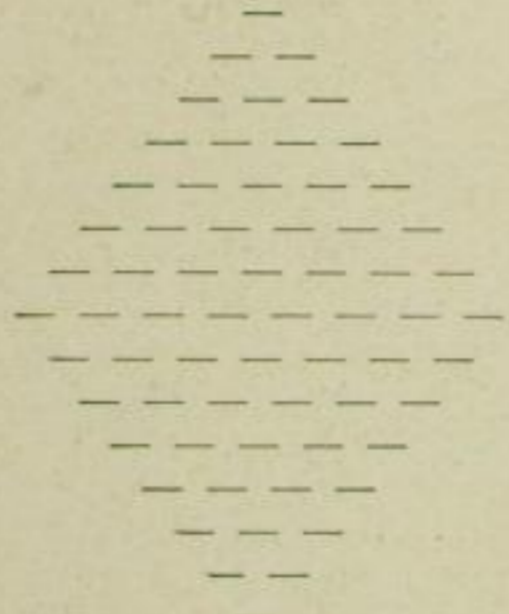
Prof. Friedrich Bihlmaier.

Noch in derselbigen Nacht — ganz Bol-wang war in Aufruhr — wurden die zwei Wagnerleute in Haft genommen. Die Dirn, welcher der Doktor den Magen ausgepumpt hatte, brachte man ins Kran-kenhaus, und sie kam glücklich davon.

Bei dem üblen Giftmordprozeß, der nach einigen Monaten vor dem Schwur-gericht in München stattfand, wurden der Josef Pfeifer und sein Weib wegen vorsätzlicher Ermordung des Xaver Pfeifer selig zu zehn und fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt, und bei-nahe wäre die arme Dirn, die Liesl, auch noch in diese hochnotpeinliche Ge-schichte verwickelt worden wegen fahr-lässiger Tötung der Kinder.

Das Wagner-Anwesen kam vor drei Jahren auf die Gant. Jetzt hat es ein Spekulant aus München erworben und das einstmals so schöne Sach' — wie man so sagt — zertrümmert. Das meiste an Grund erstanden Bauern im Dorf, aber das Haus mag keiner. Es heißt: „Da ist kein Glück drauf! Eine Hex' hat drinnen gehaust und ‚Spaziertran-kerl' gemacht.“ Mit der Hex meint man die Rosl und mit Spaziertrankerl den mit Arsenik vergifteten Kaffee, mit dem sie den Xaverl aus der Welt schaffte.

Ein neues Lawinenrätsel



- | | |
|--------------------------------|------------------------|
| 1. Vokal | 8. Weltkörper |
| 2. Naturprodukt | 9. zeitlicher Begriff |
| 3. Aggregatzustand des Wassers | 10. Getreideart |
| 4. Erfolg | 11. Sproß eines Baumes |
| 5. Ursprung des Denkens | 12. chemisches Produkt |
| 6. Sprossenfolge | 13. Getränk |
| 7. Bergwerksbeamter | 14. lateinisch: und |
| | 15. Vokal |

Golf mit Wörtern

Auflösungen aus voriger Nummer:

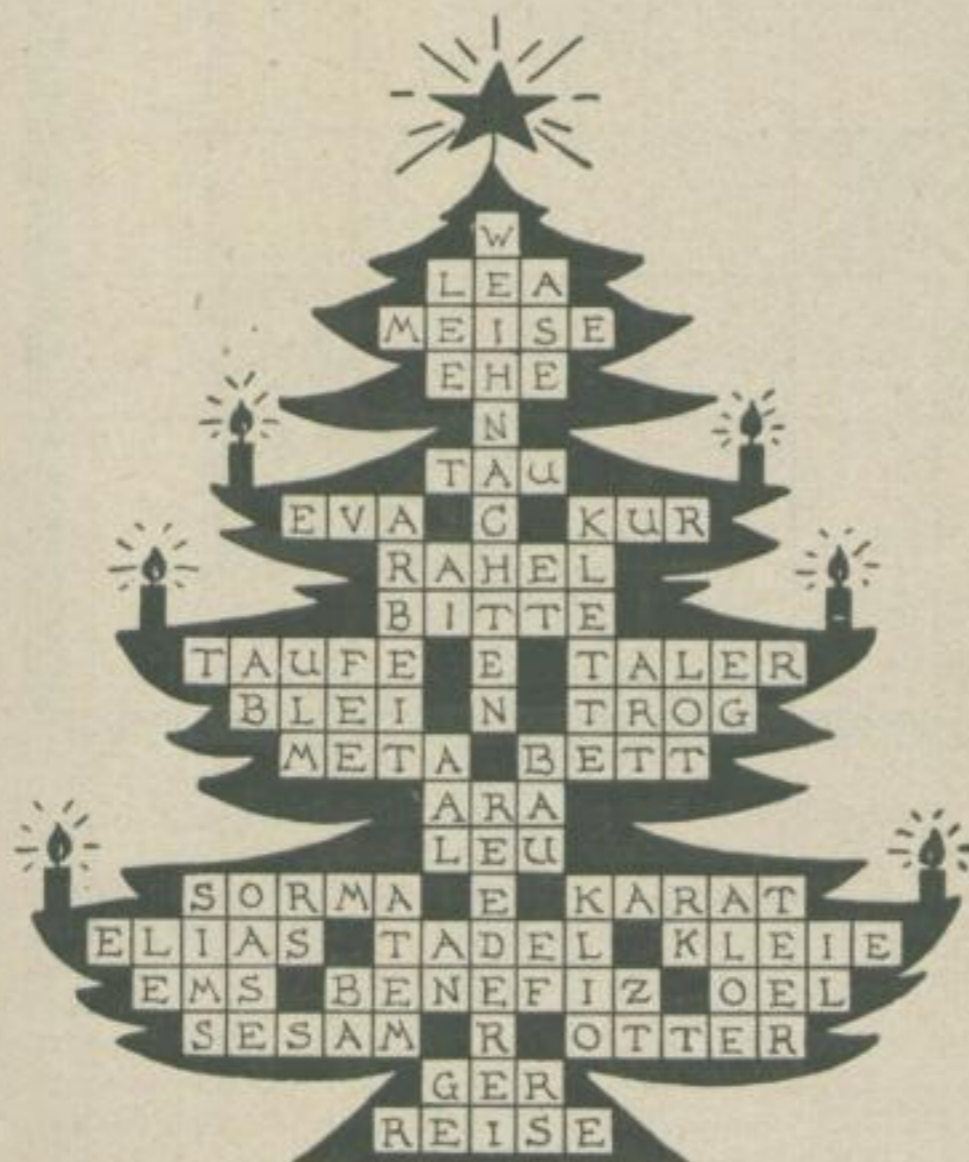
Zahn	Zeit	Grog	Schalter	Reuter	Lire
Hahn	Zelt	grob	schalten	Retter	Lore
Harn	Welt	Grab	schallen	Ritter	Pore
Harz	Wels	Gras	Ballen	Richter	Pose
Herz	Fels	Glas	Ballet	Dichter	Post
Nerz	Feld		Billet		
Nerv	Geld				

Neue Aufgaben:

- Wie schafft man sich mit „Gold“ ein „Heim“?
- Wie wird aus „Korn“ auf raschem Wege „Mehl“?
- Wie werden die „Tage“ zu einem „Jahr“?
- Wie ging der „Raub“ an dem „Safe“ vor sich?
- Wie trifft der „Schütze“ die „Scheibe“?
- Wie rasch schmeckt der „Rest“ in der Flasche „schal“?

Die auf Seite 50 und 58 veröffentlichten Fragen und Antworten sind teilweise dem „Book of Dilemmas“, Verlag Simon & Schuster, New York, entnommen.

Weitere Veröffentlichungen der Verkehrsfibel des „Uhu“ folgen in der nächsten Nummer.



Auflösung des Kreuzworträtsels aus Nr. 4

Auflösung des Lawinenrätsels aus der vorigen Nummer:

a, ab, Abt, Bart, Braut, Tauber, Trauben, Raubnest, Saubraten, Burenstaat.

Auflösung des Bilderrätsels aus dem „Illustrierten Panorama“:

„Ein guter Handschuh zieht sich selbst nach der Hand.“



Neue Haut von innen her durch W-5-Dragees

Wenn die Haut welk wird und ihre Spannung nachläßt, dann haben Hautzellen ihre Erneuerungsfähigkeit eingebüßt. Die bisherige Behandlung der Haut von außen war leider meist erfolglos. Nach langjähriger Forschung ist es dem bekannten Dermatologen Dr. J. F. Kapp gelungen, den Immunkörper zu entdecken, der den Zellaufbau in der Altershaut von innen her so anregt, daß, wie durch histologische Untersuchung wissenschaftlich festgestellt ist, sich die **geschrumpften Zellen von 3 auf 10—12 Reihen in der Oberhaut vermehren. Hierdurch wird die Haut von unten her neu aufgebaut, strafft sich** und füllt so die Gesichtszüge, polstert also die dünn, welk und faltig gewordene Haut von innen heraus auf. **Welke, graugelbe Altershaut hellt sich auf.** Schon einige Tage nach Beginn der „W-5“-Kur spüren Sie eine deutliche Steigerung Ihres Wohlbefindens (die Begleiterscheinung jedes organischen Verjüngungsprozesses), und einige Zeit später merken Sie bereits, wie Ihre Haut sich klärt und spannt. Der Immunkörper wird in Tablettenform als „W-5“-Dragee hergestellt und einfach eingenommen. Fach- und Tagespresse haben diese Entdeckung als epochemachend für die Dermatologie und Kosmetik bezeichnet. „W-5“-Dragees erhält man **nur in den Apotheken.** Preis der Original-Packung Mark 9.80.

15000 Proben kostenlos!

Gegen Einsendung des untenstehenden Gutscheins schicken wir Ihnen eine Probe zu Versuchszwecken inkl. Literaturkostenl. geg. 30 Pf. Briefmarkenporto. (Wir senden keine unverlangte Nachn.)

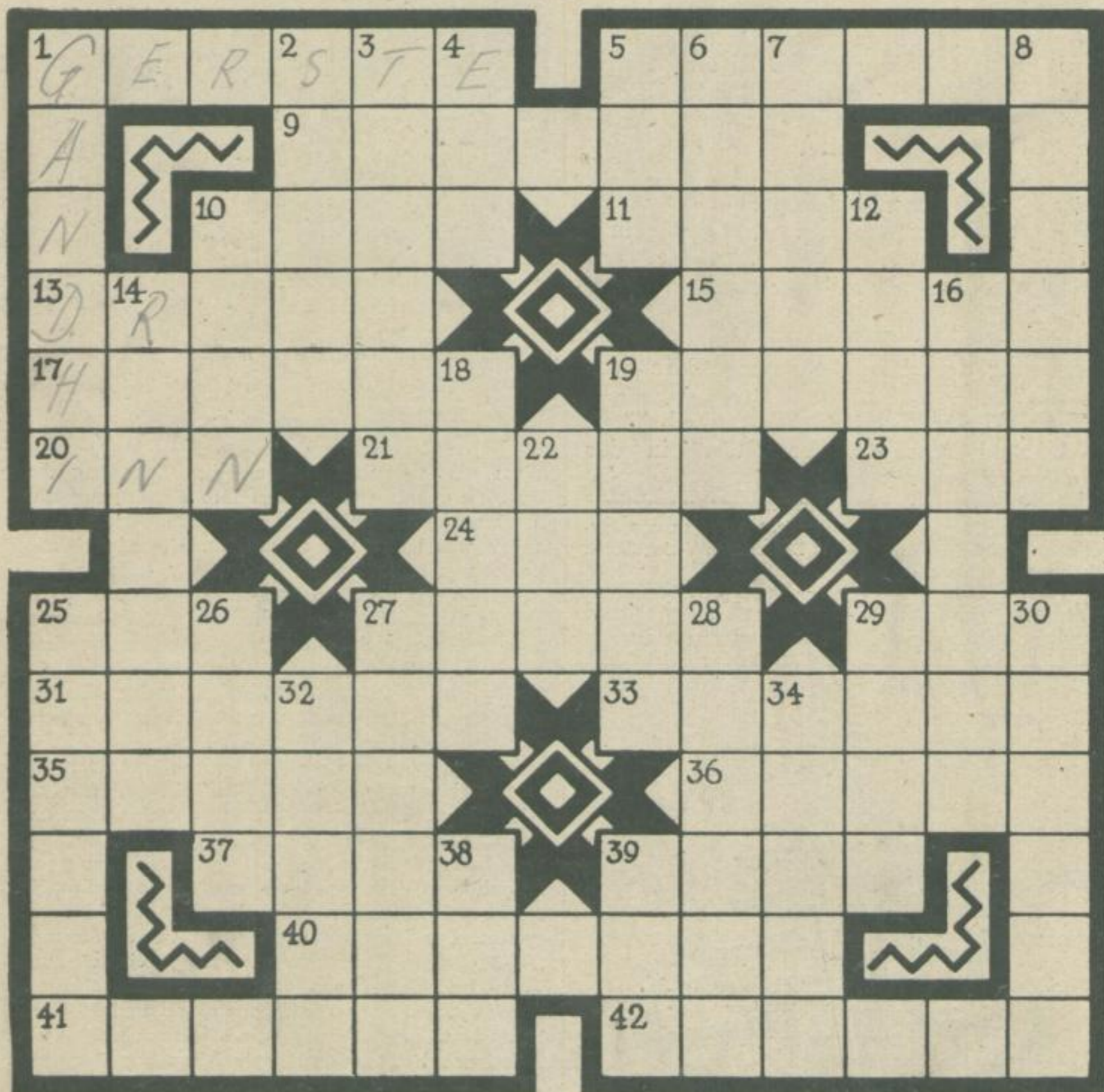


Gratis-Gutschein. Dr. Ballowitz & Co., Chem.-pharm. Fabrik, Berlin-Pankow 177. Erbitte eine Probe „W-5“-Dragees inkl. Literatur gratis. (30 Pf. Briefmarken für Porto anbei.)

Frau, Fr., Herr:

Ort:

Unser neues Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Getreideart. 5. Oeffentliche Abgabe.
9. Griechischer Bildhauer. 10. Fluß zum Rhein.
11. Trennung. 13. Windung im Gewehrlauf. 15. Süd-
frucht. 17. Turngerät. 19. Bergdurchbruch. 20. Fluß
zur Donau. 21. Stadt an der Maas. 23. Fluß in
Afrika. 24. Reformator. 25. Windstoß. 27. Frauen-
name. 29. Teil des Baumes. 31. Getreideart.
33. Vogel. 35. Grasfläche. 36. Teil des priesterlichen
Ornats. 37. Hinterlassenschaft. 39. Lebenshauch.
40. Ordensritter. 41. Schriftliche Verpflichtung.
42. Landwirtschaftl. Begriff (Mehrzahl).

Senkrecht: 1. Indischer Freiheitskämpfer. 2. Bruch-
stelle. 3. Griechischer Denker. 4. Süßspeise. 5. Eng-
lische Anrede. 6. Wirbelsturm. 7. Stadt in West-
deutschland. 8. Aufständischer. 10. Deutscher Dichter.
12. Begrifflicher Inhalt. 14. Stadt in Hinterindien.
16. Marterinstrument. 18. Nutzungsrecht. 19. Teil
der Klaviatur. 22. Tonart. 25. Gewerbetreibender.
26. Landwirtschaftl. Gerät. 27. Nordafrikaner.
28. Fluß zur Elbe. 29. Kleinstes Aufbauteilchen.
30. Römischer Kaiser. 32. Zweig. 34. Himmels-
körper. 38. Fluß zur Nordsee. 39. Alkohol. Getränk.

Verantwortliche Schriftleitung: Friedrich Kroner, Berlin-Charlottenburg 4.

Der „Uhu“ erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste, ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Für die Anzeigen verantwortlich: Kurt Stibbe, Berlin SW 61. — Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstraße 8. — Für die Tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Ullstein A.G., Berlin SW 68, Kochstr. 22-26.

Presse-Urteile über den Roman des Estländers August Gailite

Nippernaht und die Jahreszeiten

„Nippernaht ist unter den vielen Büchern eine ganz eigenartige Erscheinung. Es ist Lachen um Nippernaht, dem der homerischen Götter vergleichbar. Das beglückende an Gailits Buch ist, daß es ganz unliterarisch ist. Aus estnischer Erde gewachsen. Landschaftsverdichtung. Dichtung!“ (Frankfurter Zeitung) — „In prächtig vor das geistige Auge gestellte Landschaften hüpfst Nippernaht aus einer Tollheit in die andre, ohne je die Balance zu verlieren, umgeben von einer erstaunlichen Fülle strotzend naturechter Gestalten, die alle ihre eigne, höchst possierliche Sprache sprechen. Der Leser muß immer wieder laut auf lachen. Nippernaht kann alles, macht alles; ein Schlauberger, ein Mensch, ein Dichter. Der hochbegabte Verfasser gab ihm sein eignes Fleisch und Blut. Wer noch lachen kann, sollte den ‚Nippernaht‘ lesen, und wer es nicht mehr zu können glaubt, der erst recht!“ (Königsberger Hartungsche Zeitung) — „Wer noch unmanierierte Frische, echte Poesie und herzhaftes Holzschnittart zu schätzen weiß, der wird mit Gewinn zu dem estnischen Eulenspiegelbuch greifen. Den Namen August Gailit wird sich jeder Literaturfreund merken müssen!“ (Schleswig-Holsteinische Volkszeitung, Kiel)

Brosch. 3 M. 50 / in Leinen 5 M.
Der Propyläen-Verlag

Ein viertel Jahr mit Peri rasieren für nur:

Eine PERI-Rasur ist nicht nur die fortschrittlichste Rasiermethode, sondern auch eine sehr billige. Jeder PERI-Freund wird das begeistert bestätigen. Denn durch ‚PERI RASIER-CRÈME‘ werden die Barthaare so gründlich aufgeweicht, daß die Klingen geschont werden und dadurch doppelte Lebensdauer erhalten. Im Monat nur 2 Klingen zu 15 Pf. gespart, ergibt in den 3 Monaten, für die eine große Tube PERI ausreicht, 6 Klingen = 90 Pf. Die große Tube für RM 1.25 kostet Sie also in Wirklichkeit nur 35 Pf. Sie sparen außerdem etwa 4 Minuten bei jeder Rasur. = 6 Stunden für 90 mal. Zusammen eine Ersparnis, die weit über den Wert der Tube hinausgeht. **Jetzt RM 1.25 und RM 0.50**

PERI RASIER-CRÈME ist blütenweiß, bezwingt den stärksten Bart. Reichliche Anwendung von Wasser beim Einpinseln macht das Haar bis in seine Wurzeln besonders weich. Der Bart ist rasch schnittreif, die Klingen werden geschont. Eine Minute Einschäumen genügt. Einreiben mit den Fingern unnötig. Nach der Rasur mit PERI RASIER-CRÈME ist die Haut sammetweich.

Und jetzt zur letzten Vervollkommnung der PERI-Rasur die neue, extra dünne PERI-KLINGE DRGM. Dann wird der Bart geradezu weggewischt.

**Neu!
20 Pf.**

PERI RASIER - CREME

DR. M. ALBERSHEIM
FRANKFURT A. M. - PARIS - LONDON

